



## Wir kommentieren

**die Bischofssynode:** 1. Mißverständnisse zwischen päpstlichen Ämtern und Publizistik – Am Konzil: Massenmedien als reines Instrument – als selbstverantwortliche Nachrichtenquelle – als Echo der Weltmeinung – In der Synode: Wie unterscheiden Massenmedien Schauspiel und Familiengespräch? – 2. Erfahrungen einer «Probesynode»: Synode ist Glied einer Kette – Fragliche Bindung an Bischofskonferenzen – Das kaum vorhandene Gespräch – Synode ohne Theologen theologisch möglich? – Massenmedien als integraler Bestandteil – Das Gewicht der Regionen – War die Synode ein Fehlschlag?

**Perspektiven des Priesterbildes:** Der Priester sucht sein eigenes Bild – Es geht nicht um Teilaspekte – Gibt das Neue Testament Antwort? –

Es kennt das Amtspriestertum nicht – Und die Dogmatik? – Die Freiheit der Kirche in der Aufteilung der Ämter – «Beruf» und «Amt» – Eine Überprüfung der potestas-Lehre gefordert – Neue Formen priesterlicher Existenz nötig – Weiterbildung der Priester.

## Martin Luther

**Uranliegen Luthers und das Vatikanum II:** Luther zwischen Reform und Reformation – Eine Reformation kann man nicht «machen» – Trennung das «größte Übel» – «Wir sind keine neue Kirche» – Der Protest gegen den Ablass – Die Empörung eines Seelsorgers – Ruf zu wahrer Buße – Gotteswort gegen Menschenmeinung – Das Wort der Wahrheit wisperst kaum noch – Eine «theologische» Theologie – Die Schrift soll Maßstab und Meisterin sein – Zurück zu den Quellen!

## Das Generationenproblem

**Das Herz der Väter den Kindern zuwenden:** Ein Zeitalter der Kirche geht zu Ende – Das Problem der Tradition stellt sich neu – Mensch sein heißt Mitmensch sein, horizontal und vertikal – Die Geschlechtsregister in der Bibel – Die Nachfolge Jesu brachte die jüdischen Jünger in Gegensatz zur Synagoge – Gefahr des ängstlichen Festhaltens am Alten – Wie also, wenn Steine gereicht werden statt Brot?

**Was wollen die heutigen Theologen?:** Ein Theologiestudent schreibt seinem älteren Mitbruder – Die moderne Theologie nur Destruktion? – Seelsorge, eine Quelle der Theologie – Jede Zeit will neu angesprochen sein – Alte Formeln kommen nicht an – Gottes Wort soll ein aktuelles Wort sein – Eine neue Spiritualität? – Neue Versuche – «Im Namen des Herrn ehrlich, offen und ganz menschlich».

## Brief aus Rom

Ohne Schau ist die Synode zu Ende gegangen. Die Ursache war nicht die Krankheit des Papstes, der seine Schlußansprache nicht persönlich vorlesen konnte, da ihm die Ärzte nicht gestatteten, sein Zimmer zu verlassen. Man sagte sogar, die von Msgr. *Tondini* (Bullensekretär und «Stabträger» des Heiligen Kollegiums bei einer Sedisvakanz) verlesene Ansprache sei gar nicht vom Papst selbst verfaßt, sondern nur von ihm gebilligt worden. Doch das war augenblicksbedingt, planmäßig hingegen war die Einbettung des Synodenabschlusses in die Feier einer Heiligsprechung, die ohne jeden Bezug zur Synode stand. Man war bestrebt, der Synode so wenig Publizität zu verleihen als nur möglich. Das festzuhalten scheint nicht unwichtig.

### 1. Die Synode war kein Schauspiel

Die Meinung der Träger der modernen Kommunikationsmittel war eine andere. Sie zogen die Berichterstattung bis ins Detail nach dem Muster des Konzils auf. Fernsehen, Radio, Presse räumten der Synode in ihren Plänen fast genau den gleichen Raum ein, wie am Konzil. Ein Konflikt war daher unvermeidlich.

Papst Johannes hatte das Konzil «ein Schauspiel» genannt. Er wünschte also die Publizität. Wenn es trotzdem Konflikte gab, war die Ursache in einer verschiedenen Auffassung über die Organe der Kommunikation zu suchen. Die päpstlichen Ämter faßten diese Organe als Instrumente in ihrer Hand auf. Eine «gelenkte» Meinungsbildung schwebte ihnen als ideal vor. Die Kommunikationsmittel hingegen betonten ihre Eigengesetzlichkeit, derzufolge sie Ereignisse voll und ganz, mit allen Licht- und Schattenseiten, zu berichten hatten, ja sie betrachteten sich – wenigstens teilweise – darüber hinaus als Antwortorgane der Weltöffentlichkeit,

somit als «öffentliche Meinung», die mit den Konzilsvätern in ein Gespräch eintreten wollten. Daß die Kommunikationsmittel diese beiden Funktionen oft nicht sauber trennten, schuf zusätzliche Schwierigkeiten. Denn wenn die Unkenntnis der Eigengesetzlichkeit moderner Massenmedien schlechthin ein Fehler auf seiten der päpstlichen Ämter war (ein Fehler, den sie im Verlauf des Konzils weitgehend eingesehen und korrigiert haben), so war die unsaubere Trennung von «Berichterstattung» und «Echo auf die Ereignisse» ein nicht geringerer Mißgriff auf seiten der Massenmedien. Womit ich gar nicht sagen will, daß die «Echofunktion» nicht auch ein echtes und berechtigtes Anliegen der Kommunikationsmittel gewesen war, was ihnen auch Kardinal *König* mehrfach bestätigte, obwohl die päpstlichen Ämter bis zum Ende des Konzils ihnen diese «Persönlichkeit» abzusprechen geneigt waren.

Um diese Frage ging es bei der Synode im Verhältnis zur Publizistik nicht. Sie sollte kein «Schauspiel» sein. Ihre Bedeutung lag in einer Art Bestandaufnahme über die Auswirkungen des Konzils und in der Frage, wie im Sinn des Konzils auf die nachkonziliare Entwicklung von seiten der Hierarchie zu reagieren sei. Der Ton lag auf dem zweiten Punkt. Das setzt voraus, daß hier eine gewisse Unsicherheit eingetreten war, wenn nicht sogar eine bereits divergierende Reaktion. Daß man bei einer solchen Zielsetzung keine gleiche Publizität wünschte wie am Konzil, ist begrifflich.

Daß man den eigentlichen Grund jedoch nicht öffentlich und offen nannte, ist bedauerlich. Denn aus dem Wesen einer Synode ergibt sich die Zielsetzung dieser Synode keineswegs. So wurde die Presse verwirrt. Sie spielte Fortsetzung des «Schauspiels». Die päpstlichen Ämter waren ebenfalls verwirrt: Ja gewiß, sagten sie, wir haben die Bedeutung der Kommunikationsmittel am Konzil nicht erkannt. Also sind sie willkommen. Trotzdem ist die Synode kein «Schauspiel», dachten sie. Also müßte die Synode eine geringere Publizität aufweisen.

Aus diesem Dilemma fanden sie nicht heraus. Was geschah, ist bekannt. Man drosselte die Namen, und man gab zugleich ausführlichere Sitzungsberichte als jemals am Konzil. Man hielt die Synodalen an kurzer Leine, wenn sie zu den Publizisten sprechen wollten, und zugleich war es viel leichter als am Konzil, die Texte der Synodalenreden im Wortlaut einzusehen. Der Riß ging mitten durch die päpstlichen Ämter selbst.

In dieser Verwirrung kam die Öffentlichkeit den Ratlosen auf beiden Seiten zu Hilfe. Sie reagierte nämlich flau. Während des Konzils stiegen zum Beispiel die Auflagen französischer Zeitungen wie «La Croix» und «Le Monde» meteorhaft. Während der Synode trat keine Veränderung ein, obwohl beide Zeitungen gleich ausführlich berichteten. Die Öffentlichkeit erwies sich als viel weniger manipulierbar durch die Kommunikationsmittel, als gemeinhin angenommen wird. Sie verweigerte der Synode hartnäckig ihr Interesse. An der Tatsache ist nicht zu rütteln. Man mag in der Deutung dieses Tatbestandes sehr auseinandergehen. Viele werden von Enttäuschung und Resignation sprechen. Das Konzil (so groß auch seine Umstellung gewesen sein mag) hat die große Öffentlichkeit enttäuscht, es hat die «erwarteten» Ergebnisse eben doch nicht erbracht. Die Kirche fällt damit in die Bedeutungslosigkeit zurück, die sie im modernen Gesellschaftsleben vor Johannes XXIII. hatte. Man «erwartet» von ihr nichts mehr. Ich würde die Vertreter dieser Deutung nicht leichthin abtun. Vielleicht haben wir uns kirchlicherseits von dem Interesse, das dem Konzil unlegbar entgegengebracht wurde, täuschen lassen. Es konnte nicht andauern, denn es beruhte auf einem Irrtum. Man erwartete Dinge, die gar nicht in der Möglichkeit der Kirche lagen. Ohne den Vergleich strapazieren zu wollen, denke ich doch an das Schicksal Christi in seinem Erdenleben. Er war ohne Zweifel für einen Augenblick die große Hoffnung weitester jüdischer Kreise, und diese Hoffnung «mußte» enttäuscht werden, weil sie eine falsche Hoffnung war. So viel ist jedenfalls wahr: Der Schwund des Interesses der Weltöffentlichkeit an der Entwicklung der Kirche muß keineswegs ein wirkliches Versagen der Kirche bedeuten. So «modern» es heute ist, sich laufend anzuklagen und die Stimmung der Weltöffentlichkeit dafür als Maßstab zu verwenden, so grundverkehrt ist doch beides, denn es sollte uns ziemlich belanglos erscheinen, wie wir vom menschlichen Urteil eingestuft werden. Doch das ist auch den päpstlichen Ämtern ein gar nicht geläufiger Gedankengang. Seitenweise registriert der «Osservatore Romano» die günstigen Echos, die kirchliche Verlautbarungen in der Weltöffentlichkeit gefunden haben, und verschweigt das Schweigen, auf das sie bei anderen – wichtigeren – Organen gestoßen sind.

Wie aber auch immer: Der Synode kam die Interesselosigkeit der Weltöffentlichkeit tatsächlich sehr zustatten. Wenn die Massenmedien und kirchlichen Organe hier sachlich nicht richtig gehandelt haben, so hat die Weltöffentlichkeit diese Fehler effektiv ausgeglichen.

Entschuldigen Sie diesen langen Exkurs, der ja am Rand der Synode liegt. Er gibt aber so viel zu denken, daß ich ihn eigentlich kurz finde. Wenn ich weit ausholen könnte, würden Lichter fallen auf das Wesen und die Bedeutung der Massenmedien in der modernen Gesellschaft und in der gegenwärtigen Kirche, die wir noch gar nicht durchgedacht haben. Gerade am Beispiel der Synode ließen sie sich aufzeigen. Vielleicht regen Sie die kurzen Andeutungen an, in dieser Richtung weiterzudenken.

Doch lassen Sie mich jetzt noch ein paar Erwägungen anstellen, die ich unter dem Titel:

## 2. «Erfahrungen einer Probesynode»

zusammenfassen möchte.

Tatsächlich war diese «Schnellsynode» nicht viel anderes als eine Probesynode, wenn man bedenkt, daß es sich um eine Dauereinrichtung im Leben der gegenwärtigen Kirche handelt. Man darf nicht einen Augenblick

lang die Synode für sich allein betrachten, denn schon hätte man ihr Wesen erkannt. Jedes Konzil kann man sehr wohl gesondert ansehen. Es weist nicht notwendig auf ein nächstes. Vielleicht war das Zweite Vatikanum das letzte allgemeine Konzil. Manche neigen zu dieser Ansicht. Nicht so die Synode. Sie ist überhaupt erst sinnvoll, wenn sie als erstes Glied einer Kette von Synoden verstanden wird.

Ich nenne nicht meine Gedanken; nur das, was Mitglieder am Ende der Synode als Niederschlag ihrer Erfahrungen berichteten, will ich wiedergeben.

Erstens: Richtig wird in der Gründungsurkunde der Synode bemerkt, daß die zu behandelnden Themen den Bischofskonferenzen ein halbes Jahr zuvor bekannt sein müßten, und zwar in einem detaillierten Aufriß. In dieser Synode ist das nicht geschehen. Die Themenkreise waren zwar rechtzeitig bekannt, aber eine genauere Darstellung der beiden wichtigsten Traktanden «Glaubensirrtümer und Mischehen» erhielten die Bischofskonferenzen erst im August (zweieinhalb Monate vor Beginn der Synode). Viele Bischofskonferenzen konnten überhaupt nicht mehr zusammentreten, andere fanden keine Zeit zu gründlicherem Studium.

Zweitens: Die Bischofssynoden waren an der Auswahl der Themen nicht beteiligt. Hätte man sie auch nur um Rat gefragt, wäre viel Leerlauf vermieden worden. Die beiden Themen «Kirchenrecht und Seminare» waren für eine synodale Beratung einfach nicht reif. Im einen Fall, weil noch nichts Ernsthaftes geschehen war, im andern Fall, weil man noch keine hinreichenden Erfahrungen mit Neuerungsversuchen in Seminaren hatte sammeln können. So wurde in der Synode Zeit vertan.

Drittens: Es erwies sich als hinderlich, daß der Großteil der Synodalen an die Weisungen der Bischofskonferenzen gebunden war. Das verhinderte zunächst jedes Gespräch, denn einer nach dem andern las das ihm mitgegebene Schriftstück vor! Ein solcher Austausch hätte ebensogut, wenn nicht besser, vor der Synode erfolgen können, wenn jede Bischofskonferenz die Haltung aller andern schriftlich erhalten hätte. Sie hätte sie durcharbeiten und dann ihre Delegation mehr mit Fragen als mit Stellungnahmen an die Synode abordnen können. Die Fragen entstanden jetzt gleichsam zu spät, denn keiner der Delegierten wußte, ob seine Fragen, die ihm aus dem Zuhören der andern erwachsen, auch die Fragen seiner Bischofskonferenz waren. Darum wird passenderweise eine nächste Synode erst dann zusammentreten, wenn der Austausch der Standpunkte des Weltepiskopates bereits in ein Stadium getreten ist, das eine lebendige Aussprache erfordert.

Viertens: Dementsprechend kann als Ausgangsbasis der Synode nicht ein Arbeitspapier verwendet werden, das lediglich von päpstlichen Ämtern erarbeitet wurde. Ein solches kann bestenfalls die Basis eines vorsynodalen Stadiums bilden. Der Synode selbst aber muß bereits ein Überblick über alle Haltungen der Bischofskonferenzen vorliegen, damit allsogleich das «Gespräch» beginnen kann.

Fünftens: In diesem Gespräch müßten die Delegierten das Vertrauen ihrer Bischofssynoden besitzen, daß sie auch beim Auftauchen unvorhergesehener Wendungen im «Sinn» der Mehrheit (ohne gebundene Marschroute) sich verhalten würden. In dieser Synode gerieten die Synodalen mehrfach in die Lage, über eine Frage abstimmen zu müssen, zu der sie keinerlei Weisung von ihrer Bischofskonferenz besaßen. So zum Beispiel: ob dem Papst eine positive Botschaft zu empfehlen sei, die den Glauben in den modernen Problemen bestärkt. Man half sich mit dem Ersatz: der Papst möge alle Bischofssynoden erneut befragen.

Sechstens: Die Synode müßte weit mehr ein eigentliches Gespräch pflegen. In der Geschäftsordnung ist dies vorgesehen. Tatsächlich kam es einzig in der letzten Sitzung zu einem ansatzweisen Gespräch. Der Wunsch wurde immer häufiger ausgesprochen, daß man in künftigen Synoden sich von Anfang

an in eine Art Arbeitskreise aufgliedern müsse, deren Ergebnisse dann dem Plenum zu unterbreiten wären. Dieses Mal hat sich zumal Kardinal Felici mit großer Gewandtheit einem solchen Vorgehen zu widersetzen gewußt; seine Absicht war offenbar, den Gang der Synode fest in der Hand zu behalten. Die Mehrheit der Synode war jedoch anderer Meinung.

Siebtens: Der etwas eigenartige Ausschluß der Theologen von der Synode hat sich als ein Mißgriff erwiesen. Tatsächlich zeigte sich, daß jene Bischöfe, die auf eigene Faust einen Theologen mitgebracht haben, die andern überrundeten, und im Ergebnis wurden die Theologen von der Synode nachdrücklich auf-, und nicht, wie vielleicht einige erhofft hatten, abgewertet. Es zeigte sich am praktischen Beispiel, was das Konzil eigentlich bereits in der Theorie erarbeitet hatte: Trotz aller grundsätzlichen Unterscheidung der Funktionen verschiedener Organe in der Kirche kann keines dieser Organe «für sich allein» funktionieren. Eben dadurch erweist es sich als bloßes Organ. Dies gilt von der Hierarchie ebenso wie von der Laienschaft. Die Synode erbrachte den Beweis für die hierarchischen Ämter, der Laienkongreß für das Wirken in der Welt. Beide dachten und handelten zu wenig von der Gesamtkirche her. Von hier aus müßte nun auch die Rolle der Kommunikationsmittel neu überdacht werden, denn diese bilden einen integrierenden Bestandteil der gegenwärtigen Gesellschaft und damit auch der Kirche in der gegenwärtigen Welt; sie sind heute nicht ein «Hilfsmittel», auf das man auch einmal verzichten kann. Nachteile, die sich aus dieser Tatsache ergeben, beseitigt man nicht durch zeitweises «Abschalten» des Organs, so als könnte man auf Zeit einen Arm abschrauben und in den Eisschrank legen.

Achtens: Sehr deutlich zeigte sich auch, daß die diesmal geübte Form der Synode nicht die einzige bleiben darf. In der Begründungsurkunde sind bekanntlich noch zwei weitere vorgesehen. Die eine betrifft regionale Synoden. Sie scheinen für eine gute Entwicklung der Mischehenfrage unerläßlich. Die andere zielt auf Spezialfragen. Die der Synode vorgelegten theologischen Probleme müssen einer solchen überwiesen werden. Diese Synode trat in kluger Einsicht und im Gegensatz zum vorgelegten Arbeitspapier auf die einzelnen theologischen Probleme überhaupt nicht ein, was keineswegs heißt, daß diese belanglos wären. Aber diese Form der Synode war für diese Probleme der falsche Adressat.

War also diese Synode ein Fehlschlag? Die meisten Synodalen sind nicht der Meinung. In nicht wenigen wesentlichen Punkten sind sie trotz aller Unvollkommenheiten zu einem lebendigeren Bewußtsein ihrer Einheit gelangt. Das Gefühl der Isoliertheit, des Alleingelassenseins, das viele befallen hatte (es ist nicht zu leugnen), wurde gebannt. Man soll dieses Ergebnis nicht unterschätzen. Aber darüber hinaus hat man, wie gezeigt, Erfahrungen gesammelt, die mit Recht eine weit größere Fruchtbarkeit kommender Synoden erwarten lassen, und das ist ein vielleicht noch wichtigeres Ergebnis. Die Probesynode war nicht amüsant. Den Beweis für die Öffentlichkeit werden allerdings erst die kommenden Glieder der Kette erbringen.

Mario von Galli

## Perspektiven des Priesterbildes von morgen

Das katholische Amtspriestertum befindet sich in einer Krise. Der Priester sucht in einer sich ändernden Kirche, bedingt durch deren Selbstbesinnung auf ihre Sendung in der heutigen Welt, verzweifelt nach seinem eigenen Bild. Das alte ist ihm zu Recht fragwürdig geworden, das neue zu finden fühlt er sich nicht imstande. Ein Mensch, der sein Bild verloren hat, ist psychologisch ein gefährdeter Mensch, der dringend der Hilfe bedarf. Was gedenken die hier unmittelbar verantwortlichen Bischöfe zu tun? Der eine oder andere ist darüber mit seinen

priesterlichen Mitarbeitern in ein offenes Gespräch getreten, die meisten sind unsicher. «In der Unsicherheit tun die Bischöfe nichts.» Dieser Satz fiel in der Diskussion an einem Studienkongreß zum Thema «Der Priester und die säkularisierte Welt», wozu auf Einladung des Instituts für Europäische Priesterhilfe<sup>1</sup> 90 Teilnehmer aus 13 Nationen vom 18. bis 22. September 1967 nach Luzern gekommen waren.<sup>2</sup> Der Kongreß sollte sich, das meinte der obige Satz, seiner großen Verantwortung bewußt werden. Mit beschwörenden Worten hatte in der Eröffnungsansprache der Direktor des Instituts, Msgr. Dr. Jan Dellepoort, auf die bestehende Situation aufmerksam gemacht: «Die stürmische Entwicklung hat uns in eine neue Phase gebracht. Die Diskussionen beschränken sich nicht mehr auf Teilaspekte und marginale Erscheinungen; es handelt sich um das Wesen des Priestertums. Presse, Publizitätsmedien, Amtsverlassungen von Priestern, Ereignisse in den Seminarien aller Länder machen uns deutlich, daß nicht akademische Fragen zur Debatte stehen; eine Rebellion ist im Gange gegen die jetzigen Kirchenstrukturen, gegen die Auffassungen von Autorität und Pädagogie in der Kirche. Die kommenden Jahre werden in den Ländern, wo es noch nicht geschah, die Wichtigkeit dieser Revolution deutlich ins Licht rücken. Die Seminaristen werden selbst die Kon-

*An unsere verehrten Abonnenten!*

*Infolge der gestiegenen Herstellungs- und Versandkosten der ORIENTIERUNG sind wir leider gezwungen, die Abonnementspreise für das kommende Jahr zu erhöhen. Die Einzugscheine werden wir Mitte Januar versenden. Die neuen Preise finden Sie auf der letzten Seite (Impressum). Wir bitten Sie um Ihr Verständnis und danken Ihnen für Ihre Treue.*

klusionen ziehen aus dem Priesterbild, das ihnen vor Augen steht, wenn wir nicht unverzüglich ihre Fragen beantworten.»

Es ging also darum, Wesen und Gestalt der pastoralen Ämter in der Kirche und auch der Berufung dazu neu zu bedenken, wenigstens einen mutigen Anfang zu setzen «im Vertrauen auf die Führung der Kirche durch den Geist des Herrn, ohne Ängstlichkeit und Tabuisierung anstehender Probleme».<sup>3</sup>

Zwei Referate öffneten den Zugang zu den grundlegenden Bezugspunkten für eine Lösung: Das kirchliche Amt im Lichte der Bibel, insbesondere des Neuen Testaments; die (fortschreitende) Säkularisierung als Charakteristikum der heutigen Welt.

In der Säkularisierung handelt es sich nach Prof. Dr. H. R. Schlette um einen grundlegenden «Wandel der „Denkformen“, das heißt der den einzelnen menschlichen Denkart und den inhaltlichen Aussagen vorgelagerten und diese erst ermöglichenden Grundstellung des Denkens». Die Neuzeit und damit die Säkularisierung muß mit J. B. Metz gedeutet werden «als das geschichtlich-gesellschaftlich-kulturelle Hervortreten der auf dem Schöpfungsglauben ruhenden christlich-anthropozentrischen Denkform, als der Sieg des hominisierten über das divinisierte, numinöse Weltverständnis. Die Welt verchristlichen bedeutet dann, sie verweltlichen, sie streng in ihrer eigenen weltlichen Wirklichkeitsweise sein lassen, was und wie sie ist». Solchem säkularisiertem Weltverständnis gegenüber steht ein noch präsäkularisiertes, numinoses, divinisiertes Priesterbild, heilige Personen, durch eine Weihe in die Sphäre des Göttlichen erhoben, nach besonderen Gesetzen lebend, heilige Macht ausübend. Nun aber ist das alles in Bewegung geraten. Das Konzil hat die Akzente im Priesterbild neu gesetzt: es wird als Dienstant aufgefaßt, im Vordergrund steht der Dienst des Wortes, die Liturgie verliert ihren ritualistischen, dem magischen Fehlverständnis ausgesetzten Charakter. Das Entscheidende liegt aber in der Rückwendung zum Neuen Testament, das, für manche überraschend, das geläufige

Verständnis des katholischen Priesters nicht weniger radikal in Frage stellt als die säkularisierte Welt.

Das Neue Testament kennt den Begriff des Amtspriestertums nicht. Dr. Josef *Blank*, Würzburg, zeigte, daß darin mehr liegt als ein terminologisches Problem. Für die Funktionen in der Gemeinde werden farblose, weitgehend profane, nicht aber dem Kultischen entnommene Bezeichnungen verwendet. Deutlich tritt überall der Dienstcharakter zutage und zeigt, daß man in der Urkirche das kirchliche Amt nicht mehr als eine neue sakrale Ordnung verstand, als Hierarchie, das heißt heilige Herrschaft. «Die einzige Rechtfertigung des kirchlichen Dienstes liegt darin, Christus selbst als den Herrn seiner Kirche zur Geltung zu bringen, er soll das Heilstun Christi gewährleisten und die Glaubenden in die Unmittelbarkeit zu Christus bringen und zugleich damit in die christliche Selbständigkeit.» Ein weiteres Abhängigkeitsverhältnis besteht zu den Brüdern, der Gemeinde, um deren willen der Christendienst geschieht. Auch ist das Eucharistische Brudermahl, religionsgeschichtlich gesehen, kein neuer Kult mit sakralem Ritual wie die antiken Staatskulte. «Ebenso ist der Tischvorstand und Hausvater der eucharistischen Mahlgemeinschaft etwas grundlegend anderes als der religionssoziologische Priestertypus.» Es gilt also zu unterscheiden zwischen historisch bedingten, zu ihrer Zeit vielleicht berechtigten Formen, und der unaufgebaren Bedeutung des Amtes für die Kirche, die sich als eine fundamentale Bruderschaft versteht, innerhalb derer einige sich in besonderer Weise dem Dienste Christi an den Seinen zur Verfügung stellen.

In der Diskussion wie auch im Referat von Piet *Fransen*, Löwen, stellte sich die Frage: Können wir einfachhin zur Ordnung des Neuen Testaments zurückkehren? Ist da nicht die fundamentale Idee bereits konkret in Geschichte inkarniert, somit zeitbedingt, und gibt es nicht eine legitime Entfaltung dieser Idee? Wenn aber die heutige Zeit gebieterisch nach einer Desakralisierung des Priestertums und einer Entflechtung des kirchlichen Amtersystems verlangt, so gibt das Neue Testament, und das ist entscheidend, die Bahn dafür frei. Gerade auch der Dogmatiker weiß um die Notwendigkeit, den ursprünglichen Gedanken Christi je in die Realität eines bestimmten kulturellen und sozialen Milieus zu inkarnieren. Solche Verwirklichung läuft natürlich auch Gefahr, diese Idee zu deformieren. Dieser Gefahr sind wir nicht weniger ausgesetzt als frühere Zeiten. Es gibt hier zum Beispiel ein Problem der Sprache, der Begriffe. So gilt es, den Tatbestand, der mit heilig und profan gemeint ist, sorgfältig neu und gültig zu umschreiben, es gilt die Frage zu erhellen, in welchem Sinn es im Christentum einen Kult gibt, etwa mit Hilfe einer Theologie des Symbolischen und einer Verdeutlichung der Repräsentation und Partizipation am personal erfüllten, eschatologischen Opfer Christi. Auch kann der Dogmatiker auf Grund geschichtlicher Fakten auf eine viel größere Freiheit der Kirche in der Aufteilung der Ämter und Kompetenzen hinweisen, als man gemeinhin annimmt.

Der Religionssoziologe O. *Schreuder*, Nimwegen, untersuchte die kirchlichen Dienste mit den Begriffen von «Beruf» und «Amt». Er zeigte, daß im Übergang von der Volkskirche zur Minoritätskirche im gesellschaftlichen Pluralismus der hauptberufliche Seelsorger sich auf nichts anderes mehr berufen kann als auf fachmännische Kompetenz. Also Professionalisierung des pastoralen Berufes, praktisch Spezialisierung auf ein Teilgebiet, sowie radikaler Wandel der Berufsausbildung (Entwicklung einer eigentlich pastoralen Disziplin mit vermehrtem Einbezug der Psychologie und Soziologie). Eine funktionale Differenzierung der Seelsorger wiederum erfordert – soll kein Chaos entstehen – Gemeinschaftsseelsorge, somit Aufhebung der Autarkie der Pfarreien, sowie relativ starke geographische Einsatzbeweglichkeit der einzelnen im Teamwork Arbeitenden. Dann aber auch größere individuelle Freiheit, eben auf Grund des Fachwissens, und vermehrte Mitbestimmung auf diözesaner Ebene. Daneben wird Wert gelegt auf die

Gruppe der nicht-amtlichen pastoralen Berufe, die, vom Apparat unabhängig, freier Kritik üben können. Religiöse Funktionen können aber auch amtlich ausgeübt werden, obgleich der Betreffende hauptberuflich eine andere Tätigkeit hat. Verschiedenste Situationen rufen da und dort dringend nach solchen sogenannten «part-time»-Seelsorgern, weil sonst ganze Schichten der Bevölkerung dem Glauben entfremdet bleiben oder werden.

Zur Forderung der Professionalisierung oder auch des zivilen Berufes des Priesters kommt man aber auch von der Psychologie her. So stellte Prof. *Vergote*, Löwen, die Frage, ob der kirchliche Dienst der Amtsträger genügend Beruf sei, und ob Ausbildung und Seelsorgsstrukturen so beschaffen seien, daß die Bedingungen des vollen Menschseins in der heutigen Welt gegeben sind.

Ein Pastoraltheologen blieb es vorbehalten, in Verwertung der bisherigen Ergebnisse die Schlußfolgerungen zu ziehen. Man hatte dazu die Professoren F. *Haarsma*, Nimwegen, und F. *Klostermann*, Wien, eingeladen, die beide unabhängig voneinander zu sich ergänzenden, größtenteils übereinstimmenden Thesen kamen. Sie ergeben die Notwendigkeit einer Überprüfung der bisherigen potestas-Lehre, die dem Priester in Theorie und Praxis eine einzigartige Stellung gegenüber den «gewöhnlichen» Gliedern der Gemeinde zuwies, war er doch sozusagen der alleinige Träger der von Christus seiner Kirche übertragenen Vollmachten. Ist nicht Christus der einzige wirkliche Vollmachtsträger, der durch seinen Geist mitten unter uns lebt, so fragte Prof. Klostermann; und entsprechend der vielen Geistwirkungen zum allgemeinen Besten gäbe es, wenn man so will, abhängige Vollmachtsträger, unter anderem eben auch den «Dienst der amtlichen Sorge um den Aufbau der Gemeinde Christi als glaubwürdiges Sakrament des Heiles für die Welt».<sup>3</sup> Die Resolutionen des Kongresses sagen darum, daß das priesterliche Amt «ein Dienst unter vielen Diensten ist». Die einzelnen kirchlichen Dienste waren bisher nicht genügend koordiniert und in die Gesamtleitung der Kirche eingefügt. Deswegen «sollen Strukturen geschaffen werden, durch welche die Gläubigen – Presbyter, Diakone und Laien – ihre Erfahrungen einbringen und echte Mitverantwortung ausüben können». Gegen überspitzte Säkularisierungstendenzen hielt der Kongreß daran fest, daß «die pastoralen Ämter nicht in rein innerweltliche Welt- und Lebenshilfe aufgelöst werden können und dürfen», wie auch, daß das «priesterliche Dienstanstamm sehr wohl einen echten Beruf darstellt, der einen Menschen voll beansprucht». Doch scheint die gegenwärtige Situation der Kirche neue Formen priesterlicher Existenz zu verlangen, eine viel größere Vielfalt und Beweglichkeit hinsichtlich des Tätigkeitsbereiches (zum Beispiel voller ziviler Beruf, Spezialisierung auf einen pastoralen Teilbereich) und damit verbunden des Frömmigkeits- und Lebensstils, aber auch hinsichtlich der Amtsdauer und Diözesangebundenheit.

In solchen Zusammenhängen mußte auch der Frage nach dem Priesterzölibat Aufmerksamkeit geschenkt werden. Da darüber ohne große Diskussion unter den vielen Teilnehmern eine erstaunliche Einhelligkeit herrschte, halten wir es für das beste, die vorsichtig abgefaßte, aber nicht weniger eindeutige Empfehlung des Kongresses wörtlich wiederzugeben: «Es ist wünschenswert, daß die Kirche, die schon verheiratete Diakone vorsieht, auch zwei Lebensstände für den Presbyter ermöglicht. Wir sind der Meinung, daß eine Pluriformität des Lebensstandes auch beim Presbyterat eine Bereicherung der Kirche wäre, die auch die Glaubwürdigkeit des Charismas der Ehelosigkeit um des Gottesreiches willen wirksamer machen würde. Die Bischöfe werden gebeten – bei Anerkennung der derzeit in der Westkirche geltenden Disziplin –, das Studium des Zölibatsproblems auch unter Berücksichtigung der verschiedenen regionalen Verhältnisse weiter zu fördern. Insbesondere werden wir zu den in manchen Bereichen dringend erforderlichen «part-time»-Presbytern nur unter Verzicht auf die Zölibatsforderung

kommen.» Die Pluriformität des Lebensstandes dürfte sich also, so scheint es, allein schon von der Pluriformität her, in der das Presbyterat gelebt werden wird, aufdrängen. Was die auch im Zölibatsrundsreiben Papst Pauls VI. erwähnten Dispensen betrifft, wird der Wunsch geäußert, daß eine solche Priestern, die aus ernsthaften Gründen darum ersuchen, «ohne Schwierigkeiten und Diskriminierungen» gewährt werde. Auch sollten diese oft bestqualifizierten Kräfte in kirchlichen Diensten verbleiben können.

Der presbyterale Dienst in seinen neuen Formen wird einen Träger fordern, «der von einem im Sinne des Zweiten Vatikanums erneuerten Bild der Kirche geprägt ist; der zur menschlichen und christlichen Reife erwachsen ist und der auch mit all jenen schöpferischen Qualitäten ausgestattet ist, die dieser Dienst in seinen verschiedenen haupt- und nebenberuflichen Formen und Spezialisierungen verlangt». All das hat seine Konsequenzen für eine entsprechend angepaßte Auswahl, Ausbildung und Weiterbildung der Träger der amtlichen pastoralen Dienste. Das Institut wurde deshalb gebeten, bis 1969 eine weitere Aussprache über Probleme der Priesterbildung zu organisieren und dazu auch Spezialisten aus anderen Konfessionen einzuladen.

Wir stehen bereits mitten im Übergang vom bisherigen zum erneuerten Amtsverständnis in der Kirche. Dem Kongreß lag

viel daran, daß alles getan werde, damit dieser Übergang in Kontinuität erfolgt. Dazu sollen die Priester «gründlich und ständig weitergebildet» wie auch das Verständnis für das neue Priesterbild im Volke Gottes durch «angepaßte Katechese und Information» gefördert werden.

Hans Werner Grätzer, Chur

Anmerkungen:

<sup>1</sup> Das Institut für Europäische Priesterhilfe wurde 1960 gegründet und hat seinen Sitz in Maastricht (Niederlande). Sein ursprüngliches Anliegen war die Behebung der Priesternot in verschiedenen europäischen Ländern durch einen innereuropäischen Austausch. Es wurde dafür das Europa-Seminar in Maastricht gegründet und vor drei Jahren ein weiteres Haus in Madrid eröffnet. Unterdessen hat sich die Zielsetzung des Instituts erweitert. Die Priesternot ist nicht mehr nur eine solche der Zahl und hat sich auf ganz Europa ausgedehnt. Das Institut studiert die wachsende Problematik des Priestertums und der Priesterbildung in Europa. Es hat dazu Arbeitsausschüsse gebildet und Kongresse veranstaltet und gibt seit einem Jahr ein in mehreren Sprachen erscheinendes Informationsblatt heraus.

<sup>2</sup> Es war ein eigentlich europäischer Kongreß. Auch osteuropäische Länder hatten einige Teilnehmer entsandt. Schwach vertreten waren Italien, Spanien und England.

<sup>3</sup> Zitat aus den in Gruppendiskussionen erarbeiteten Resolutionen des Kongresses. Der Text dieser Resolutionen ging an die Bischofssynode in Rom und an die einzelnen Bischofskonferenzen und wird mit den Akten des Kongresses veröffentlicht werden.

## LUTHERS URANLIEGEN UND DAS II. VATIKANUM

War Martin Luther ein Reformator, der die Kirche von ihren mittelalterlichen Schäden zu heilen suchte? Oder war er ein Revolutionär, der mit dem «Alten» brach und etwas «Neues» schuf, einen «neuen Glauben» und eine «andere Konfession»? Der Meister der protestantischen Dogmengeschichte, A. von Harnack, charakterisierte in seinen berühmten Berliner Vorlesungen über «Das Wesen des Christentums» (1899/1900) das Werk Martin Luthers als «Reformation» und zugleich als «Revolution», als Erneuerung der Heilslehre und als Aufstand gegen die Kirche und ihre Autorität.

Reformator oder Revolutionär?

Fragt man den frommen Augustinermönch von Wittenberg selber, so wollte er in seiner tiefsten Seele nichts anderes sein als Reformator. Selbst diesen Anspruch erhob Luther noch mit großer Vorsicht und relativ spät. Als er mit seinen 95 Ablaßthesen aus der Stille eines gewöhnlichen Professoren-daseins an der «Winkeluniversität» Wittenberg an die Öffentlichkeit trat und die Gelehrten zu einer Disputation aufforderte, hatte er kein Reformprogramm in der Hand. Aus seelsorgerlicher Verantwortung heraus und vom innersten Kern seiner Theologie her sah er sich genötigt, zu einer aktuellen Frage der kirchlichen Praxis, nämlich des Ablaßhandels, Stellung zu nehmen. Obwohl das Wort «Reformation» damals in aller Munde war, fehlte es in den Ablaßthesen, die nach allgemeiner Überzeugung der Historiker der auf den Tag genau datierbare Auftakt der Reformation sind. Erst ein halbes Jahr später tauchte es am Ende der «Erläuterungen» zu den Ablaßthesen auf. Aber gerade dort verfißt Luther die Meinung: Reformation kann man nicht «machen», selbst wenn man ihre Notwendigkeit spürt. Sie ist nicht Gegenstand eines kirchlichen Programms, sondern Sache Gottes, Geschenk Gottes. «Die Kirche bedarf der Reformation. Aber das ist nicht Sache eines einzelnen Menschen, des Papstes, auch nicht vieler Kardinäle – das hat beides das letzte Konzil (V. Laterankonzil 1512–1517) erwiesen –, sondern Sache des ganzen Erdkreises, nein Gottes allein. Die Zeit aber solcher Reformation weiß allein der, der die Zeiten geschaffen hat.»<sup>2</sup> Die großen Programmschriften der zwanziger Jahre wie die grundlegenden Werke für die

Erneuerung des Kirchenwesens (deutsche Messe, Taufbüchlein, Schrift über die christliche Schule, dazu Melancthons «Unterricht an die Visitatoren») segelten nicht unter der Flagge «Reformation». Erst von der Mitte der dreißiger Jahre an taucht der Begriff «Reformation» und «reformieren» wieder für einige Zeit auf. Seit dem Pontifikatsantritt Pauls III. (1534) hatte sich die allgemeine Hoffnung auf ein Konzil und damit auf eine Reformation an Haupt und Gliedern neu belebt. Als die Konzilsberufung aber immer wieder verschoben wurde, kam Luther zur Überzeugung: «Reformation ist für Rom entsetzlicher als der Donner des Himmels oder der Jüngste Tag.»<sup>3</sup> Die Päpste wollen im Grunde keine Konzilien, weil sie auf denselben Reformation befürchten müssen.<sup>4</sup> Resigniert seufzt Luther: «Lieber Gott, mit welchen unsäglichen Künsten, Tücken, Listen und Lügen haben die allerheiligsten und ehrwürdigsten Herren (in Rom) des guten Kaisers frommen Eifer und die Hoffnung aller Völker hingehalten, enttäuscht, ja verlacht, damit nur ja keine Reformation an ihr ... Sodom rühren solle.»<sup>5</sup> So meint er: «Weil denn der Papst ... die Kirche nicht reformieren ... will, so müssen wir ... uns anderswo um Rat und Hilfe umtun und zuvörderst bei unserem Herrn Christus eine Reformation suchen und bitten.»<sup>6</sup> Hier klingt nochmals der Gedanke an, daß Christus die Reformation machen muß. Luther nennt sich selber nie Reformator. Er hat sich gern als «unseres Herrn Jesu Christi unwürdigen Evangelisten» bezeichnet.<sup>7</sup> Als solcher will er sich dann doch rühmen, «eine Reformation gemacht» zu haben, «des Luthers Reformation».<sup>8</sup>

Aber diese Reformation konnte er nicht als Kirchenspaltung verstehen.

Schon auf der Leipziger Disputation, jener ersten «denkwürdigen Geisterschlacht» vom Juli 1519, verbietet er sich die Beleidigung, daß er von seinem Disputationsgegner Dr. Eck gleichsam zum Patron der Hussiten – «was Gott bewahre!» – gemacht werde. Er verurteilt jede Trennung von der einen, katholischen und apostolischen Kirche. «Ein Schisma hat mir niemals gefallen und wird mir in Ewigkeit nicht gefallen. Übel handeln die Hussiten, daß sie sich auf eigene Faust hin von unserer Einheit trennen, selbst wenn das göttliche Recht für sie sprechen würde; denn das oberste göttliche Recht ist die Liebe und die Einheit des Geistes.»<sup>9</sup> Auch in *Briefen an Freunde* beteuert er, daß es nie in seinem Sinn gestanden, vom römischen

Stuhl abzufallen.<sup>10</sup> Er betrachtete die Spaltung als das «größte Übel, das man mit Recht tartarisch (höllisch) nennt.»<sup>11</sup> Verschiedentlich wird Luther später davon sprechen, daß nicht er die Gemeinschaft der Kirche gesprengt, sondern daß man ihn wider Willen ausgeschlossen habe.<sup>12</sup> Ja, er wird den Spieß umdrehen und sagen, daß sich eigentlich der Papst aus der Kirche «ausgedreht» (sich losgelöst) und der Kirche das «Valet gegeben».<sup>13</sup> Immer aber sah er über aller Trennung auch noch die Verbundenheit. In seinem Kampf gegen die Schwärmer schreibt er in dem «Sendschreiben an zwei Pfarrer» im Jahre 1528: «Wir bekennen, daß unter dem Papsttum viel christliches Gut, ja alles christliche Gut sei und auch daselbst hergekommen an uns. ... Wir schwärmen nicht also wie die Rottengeister, daß wir alles verwerfen, was das Papsttum unter sich hat, denn so würden wir auch die Christenheit verwerfen mit allem, was sie in Christo hat ...»<sup>14</sup> Luther blieb tief davon überzeugt, in einer wirklichen geschichtlichen Kontinuität mit der Kirche Christi der Jahrhunderte vor seiner Zeit zu stehen. Der ganze Tenor seiner Hauptschrift über die Kirche «Wider Hans Worst», 1541, geht dahin: Wir sind keine neue Kirche, wir sind mit dem Besten und mit den Besten der alten Kirche, die Taufe, Abendmahl, Schlüssel (Beicht), Predigtamt, Glaubensbekenntnis, Vater-unser, Ehrung der Obrigkeit und Lob des Ehestandes gehabt und gebraucht haben, tief verbunden, weil auch uns diese Stücke heilig und wesentlich sind. Ja, Luther ruft in diesem Bewußtsein der Katholizität und der Einheit der wahren christlichen Kirche aus: «Die vorige alte Kirche leuchtet wieder hervor, wie die Sonne nach den Wolken, hinter welchen Wolken doch dieselbe Sonne war, nur nicht hell.»<sup>15</sup> «Wie oft», schreibt der Lutherforscher E. Mühlhaupt, «hat Luther der Dankbarkeit gegen viele Männer der katholischen Vergangenheit, vor allem gegen Augustinus, Bernhard, Gerson, Tauler, Staupitz, aber auch Ambrosius, Athanasius ..., auch Hieronymus und sogar Gregor I. Ausdruck verliehen; von seinen Kirchenliedern lehnt sich mehr als die Hälfte an schon vor ihm vorhandene mittelalterliche Verse an.»<sup>16</sup> Luther denkt nicht daran, dies zu verschweigen. Gerade auch in der Schrift «Wider Hans Worst» schreibt er offen: Ich «will euch noch höher loben und bekennen, daß wir aus der Kirche unter euch (nicht von euch) alles empfangen haben; was wollt ihr mehr?»<sup>17</sup> So katholisch hat Luther allezeit empfunden. Das wichtige Axiom vom «consensus perpetuus catholicae ecclesiae dei» (der immerwährenden Einmütigkeit der katholischen Kirche) für die in der Kirche zu verkündigende Lehre wurde in die Statuten der theologischen Fakultät Wittenberg aufgenommen.<sup>18</sup> Noch in seinem Alter kann Luther nach den massivsten Angriffen auf den Papst in Rom, dem er nach seinen eigenen Worten «nach der Gurgel und Kehle gegriffen»,<sup>19</sup> mit fühlbarer Rührung bekennen: «Ich bin in des Papstes Hause oder Kirche getauft, und ich will meines Vaters Haus nicht vergessen, will ihn in großen Ehren halten, ihm zu Füßen fallen, er lasse mich nur an meinen Herrn Christum glauben und mein Gewissen von Beschwerung frei halten.»<sup>20</sup>

Den kirchlichen Autoritäten in Rom galt Luther seit der Veröffentlichung der Thesen und Resolutionen über den Ablass als Revolutionär, der nicht nur die Mißstände der Kirche, sondern die Vollmacht und Rechte der Kirche selbst angegriffen. Albrechts Ablasskommissar Tetzl, der zugleich Ketzermeister oder Inquisitor in der Magdeburger Kirchenprovinz war, hatte denn auch seinen Gegenspieler alsogleich einen Ketzer gescholten und sich gerührt, er wolle ihn innerhalb von vier Wochen brennen sehen.<sup>21</sup> Erst recht sah die nachfolgende Zeit, nachdem der Bann des Papstes und die Reichsacht des Kaisers Luther getroffen, in ihm fast nur noch den aufrührerischen Rebellen, der die Einheit der abendländischen Kirche zerstört und durch seine Häresien unzählige Seelen ins Verderben gestürzt hat. Noch die Papstzyklika «*Militantis Ecclesiae*» Leos XIII. vom Jahre 1897 konnte die Reformation kurzerhand als «*rebellio lutherana*» charakterisieren, aus der die «*ruina morum ultima*», der letzte Zerfall der Sitten, hervorgegangen sei.<sup>22</sup>

Inzwischen hat die Christenheit das Zweite Vatikanische Konzil erlebt, das das Ende der Gegenreformation bedeuten dürfte. Erstmals hat Rom versucht, bei aller Klage über die Kirchenspaltung auch die positiven Werte der andern Konfessionen zu sehen, ja sich zu «freuen», konstatieren zu können, «wie die getrennten Brüder zu Christus als Quelle und Mittelpunkt der kirchlichen Gemeinschaft streben», «die Heilige Schrift lieben und hochschätzen, ja fast kultisch verehren», sich auszeichnen durch ein «lebendiges Gerechtig-

keitsgefühl und aufrichtige Nächstenliebe». Die katholischen Christen werden aufgefordert, «die Reichtümer Christi und das Wirken der Geisteskräfte im Leben der andern anzuerkennen, die für Christus Zeugnis geben, manchmal bis zur Hingabe des Lebens». «Alles, was von der Gnade des Heiligen Geistes in den Herzen der getrennten Brüder gewirkt wird, kann auch zu unserer eigenen Auferbauung beitragen.»<sup>23</sup> Erst eine Geschichte des Zweiten Vatikanischen Konzils wird zeigen, welchen Einfluß die evangelische Welt auf das Konzil ausgeübt hat. Soviel ist aber jetzt schon klar, daß das Zweite Vatikanum in einem solchen Ausmaß Anliegen der Reformation aufgegriffen hat, daß ein hellhöriger katholischer Konzilsjournalist und Theologe den Ausspruch getan hat: Das Konzil sei eine «Spätzündung» der Reformation gewesen. Jedenfalls glaubt auch ein evangelischer Theologe vom Range Karl Barths feststellen zu dürfen: «Das Zweite Vatikanische Konzil war, wenn irgendeines, ein Reformkonzil.»<sup>24</sup> In diesem freundlicheren Klima und unter diesem friedlicheren Stern wird es auch möglich werden, am 450. Gedenkjahr des Thesenanschlags die bleibenden Grund- oder Uranliegen eines Martin Luther, dieses entscheidenden «Genius» der Reformation (Goethe), vernehmlicher als früher aus dem ehemaligen wüsten Lärm herauszuhören. Im folgenden sollen einige fundamentale Anliegen herausgegriffen werden.

### Der Ablass-Protest – ein Ruf zur wahren Busse

Der äußere Anlaß, der Luther die Feder zu jenen 95 Ablass-thesen, die Weltgeschichte machen sollten, in die Hand drückte, war zunächst ein seelsorgerliches Anliegen.

Im Januar 1517 hatte der junge Hohenzoller Albrecht, Kurfürst und Erzbischof von Mainz und Magdeburg und Administrator von Halberstadt, den Leipziger Dominikanermönch Johannes Tetzl zum Subkommissar für die Ablasspredigt in der Magdeburger Kirchenprovinz bestellt. Dem Erzbischof, der für die Besetzung des Mainzer Bischofstuhles Rom 14 000 Dukaten Palliengelder und für die Gewährung von Dispens wegen unstatthafter Amterhäufung noch zusätzlich 10 000 Dukaten schuldete, war von Papst Leo X. die Verkündigung des großen Ablasses für den Neubau der St. Petersbasilika auf acht Jahre übertragen worden, mit dem Recht, die Hälfte der Ablassgelder für sich kassieren zu dürfen. Daß der erfahrene Ablassprediger Tetzl «unerhörte Wege erdachte, Geld zu gewinnen, allzu milde Angebote machte und allzu gemeine Ablasskreuze in Städten und Dörfern aufrichtete», dafür ist sein eigener Ordensbruder, der Pirnaer Johann Lindner, Zeuge.<sup>25</sup> Im Frühjahr 1517 tauchte J. Tetzl an der kursächsischen Nordgrenze auf, u. a. in Zerbst und in Jüterbog. Da Friedrich der Weise für Wittenberg und ganz Kursachsen die Predigt nicht gestatten wollte – das sächsische Silber sollte aus verschiedenen Gründen nicht für die angegebenen Zwecke außer Landes gehen –, liefen die Bewohner von Wittenberg «wie toll» und «besessen» ins benachbarte Jüterbog. Sie kamen mit ihren Beichtbriefen auch zu Luther in den Beichtstuhl, um «ohne Zeichen der Reue und Besserung die Lossprechung zu verlangen».<sup>26</sup> Sie wußten aus Tetzls Predigt zu berichten: Er (Tetzl) wollte nicht mit Petrus im Himmel tauschen, denn er hätte mit Ablass mehr Seelen erlöst als Petrus mit seinem Predigen. Wenn einer für eine Seele im Fegfeuer das Ablassgeld in den Opferkasten lege, sobald der Pfennig auf den Boden fiel und klänge, so führe die Seele heraus gen Himmel. Das rote Ablasskreuz mit des Papstes Wappen wäre ebenso kräftig wie das Kreuz Christi. Er (Tetzl) hätte solch eine Vollmacht vom Papste: wenn einer gleich die heilige Jungfrau Maria geschwächt oder geschwängert hätte, könnte er's vergeben, wenn derselbe die gebührende Gabe in den Kasten lege<sup>27</sup> (letzteres Gerücht hat Tetzl als Verleumdung bezeichnet).

Tetzls Übertreibungen und vor allem die dadurch im Volke geweckten Mißverständnisse brachten Luther in Harnisch. Nachdem er schon in früheren Predigten die Habgier der Ablassprediger und die Irreleitung des Volkes angeprangert hatte, griff er diesmal zur Feder und schrieb am 31. Oktober, der Vigil von Allerheiligen, jenen Brandbrief an Erzbischof Albrecht, der heute noch im Original vorliegt. Was er schon lange hinausgeschoben, wolle er nun mit trotziger Stirn tun, schreibt er. Dabei klage er nicht so sehr über das Geschrei der Ablassprediger, das er persönlich nicht gehört habe, sondern

ihn schmerze viel tiefer die falsche Auffassung, die das Volk daraus gewinnt und damit überall sich brüstet. «Offenbar glauben die unglücklichen Seelen, ihrer Seligkeit sicher zu sein, sobald sie nur einen Ablassbrief gelöst haben; ebenso glauben sie, daß die Seelen sofort aus dem Fegfeuer fahren, sobald sie das Lösegeld in den Kasten gelegt hätten. So kräftig sei diese Ablassnade, daß jede noch so große Sünde vergeben werden könne ... Der Mensch soll durch diesen Ablass von jeglicher Strafe und Schuld frei werden.» «Ach lieber Gott», fährt Luther fort, «so werden die Seelen ... zum Tode unterwiesen ... Denn kein Mensch wird des Heiles gewiß, ... vielmehr gebietet uns der Apostel, allezeit mit Furcht und Zittern zu schaffen, daß wir selig werden (Phil 2,12) ... Der Weg, der zum Leben führt, ist so schmal (Mt 7,14), daß der Herr durch die Propheten Amos und Zacharias die zum Heil Gelangenden einen Brand nennt, der aus dem Feuer gerissen wird. Überall betont der Herr, wie schwer es sei, die Seligkeit zu erlangen. Wie ist's also möglich, daß man durch erlogene Märchen und Versprechungen vom Ablass das Volk in Sicherheit und Furchtlosigkeit wiegt?»<sup>28</sup>

Diesem Brief legte Luther seine 95 Thesen bei, dessen Lektüre heute noch die innere Empörung des Seelsorgers und Bibeltheologen Luther, aber auch das unerreichte Genie der polemischen Formulierung ahnen läßt. Ganz unpathetisch setzt Luther mit einer evangelischen Grundwahrheit ein: «Unser Herr und Meister Jesus Christus hat mit dem Wort: 'Tut Buße ... usw.' (Mt 4,17) gewollt, daß das ganze Leben der Gläubigen Buße sei» (1. These). Diese Buße meine nicht nur das innere Bußetun. Diese wäre gar nicht echt, wenn sie sich nicht auch in äußerer Buße, «in mancherlei Abtötung des Fleisches», zeigen würde. Darum bleibe das Bußetun dem Menschen aufgetragen «bis zum Eintritt ins Himmelreich» (These 2-4). «Daher irren all die Ablassprediger, welche erklären, daß der Mensch durch den Ablass des Papstes von jeder Strafe los und frei werde» (These 21). Luther ist darum der Überzeugung, daß das «Geschrei mit den Ablässen» nur einem faulen Frieden Vorschub leistet, und zwar auf Kosten des Willens zu Reue und Buße. Wahrhafte Reue müßte ja die Strafe suchen und lieben, die reichliche Ablassverleihung aber lehrt, sie zu fliehen. «Fort daher mit den Propheten, die dem Volke Christi sagen: Friede, Friede und es ist doch kein Friede» (These 92). Der wahre Prophet kann nur rufen: «Kreuz, Kreuz!» «Daher sind die Christen zu ermahnen, daß sie ihrem Haupte Christus durch Strafe, Tod und Hölle mit Freuden nachfolgen und ihr Vertrauen eher darauf setzen, durch viel Leid als durch sicheren Frieden in den Himmel einzugehen» (Thesen 94 und 95). In den Resolutionen zu den Ablassthesen wird Luther ausrufen: «Sieh die Gefahr! Dem Volke wird Ablass gepredigt schnurstracks gegen die Wahrheit des Kreuzes und der Furcht Gottes.»<sup>29</sup>

Luther hatte hier sicher etwas Zentrales getroffen. Schon vor ihm wurde es ausgesprochen, daß die reichliche Ablassverleihung den Bußeifer mindern und die Neigung zum Sündigen mehren könne. Darüber wurde schon auf dem Konstanzer Konzil Klage geführt und hatte die Oxforder Universität 1414 mahndend darauf hingewiesen. Der Benediktiner Nikolaus von Siegen erzählt in seiner Chronik, daß schon anlässlich der Ablasspredigt des Kardinallegaten *Peraudi* in Erfurt (!) 1488 Bedenken geäußert wurden, daß die Beichtbriefe vielen Seelen zur Gefahr gereichten. Noch bis ins 13. Jahrhundert sah man im Ablass eine Milde gegen Unvollkommene, die ernstere Christen nicht in Anspruch nehmen sollten.<sup>30</sup>

### Gotteswort gegen Menschenmeinung

Nicht sittliche Mißstände, wie sie gewöhnlich in Lutherdramen und -filmen und in vielen Schulbüchern drastisch geschildert werden, waren die «causa reformationis», Grund und Ursache der Reformation. Schon Luthers Protest gegen die Ablasspraxis, bei der Geld und Gnade allzu eng beieinander waren,

hatte tiefere Motive. In dem Begleitschreiben zur großen Programmschrift «Von der Freiheit eines Christenmenschen», 1520, dem Sendbrief an Papst Leo X., sagt Luther es aber auch ausdrücklich: «Nicht um ihres bösen Lebens, sondern um ihrer unchristlichen Lehre willen» ... habe er «angegriffen» und sei auf seine «Widersacher bissig gewesen».<sup>31</sup> Das gleiche wird Luther auch in seiner zornigen Antwort an den König von England schreiben:

«Meine Lehre ist das Hauptstück, darauf ich trotze, nicht allein wider Fürsten und Könige, sondern auch wider alle Teufel. Und habe zwar sonst nichts mehr, was mein Herz erhält, stärkt, fröhlich und je länger je mehr trotziger macht. Das andre Stück, mein Leben und persönlich Wesen, weiß ich zu guter Maßen selbst wohl, daß es sündlich und keines Trotzens ist. Ich bin ein armer Sünder und lasse meine Feinde eitel Heilige und Engel sein; wohl ihnen, so sie es erhalten können. Nicht daß ich vor der Welt und den Unchristen solches sein will, sondern vor Gott und seinen lieben Christen ... Vor der Welt will ich auch fromm sein und bin es so sehr, daß sie nicht wert sein sollen, mir die Schuhriemen aufzulösen ... Meiner Lehre halben bin ich (dem) Teufel, Kaiser, König, Fürsten und aller Welt viel, viel, viel zu stolz, steif und hoffärtig, aber meines Lebens halben bin ich auch einem jeglichen Kinde demütig unterworfen.»<sup>32</sup>

Luthers «größte und erste aller Sorgen ist die – daß ich es doch mit Flammenschrift in eure Herzen schreiben könnte –, daß die Geistlichen zunächst vor allem das Wort der Wahrheit reichlich bringen». So belehrt er die Geistlichen in einer Rede, die er für einen befreundeten Propst in Litzka im Brandenburgischen anlässlich einer Synode aufgesetzt hatte. «Der Erdkreis ist erfüllt, ja erfüllt bis zum Überfluß mit allem möglichen Unflat von Lehren, das Volk wird mit soviel Gesetzen, mit soviel Meinungen von Menschen, ja geradezu abergläubischem Zeug überschüttet – gelehrt kann man schon nicht mehr sagen –, daß das Wort der Wahrheit kaum noch leise wispert, ja an vielen Orten kaum nicht einmal mehr das. Und was kann da geboren werden, wo gezeugt wird mit Menschenwort, nicht mit Gotteswort! Wie das Wort, so die Geburt; wie die Geburt, so das Volk.» «Darum, wenn ihr auf dieser Synode vielerlei anordnet, wenn ihr alles gut regelt, aber hier nicht Hand anlegt, daß den Geistlichen als den Lehrern des Volkes Auftrag zuteil wird, daß sie das substanzlose Fabulieren lassen und sich mit dem reinen Evangelium und den heiligen Auslegern der Evangelien befassen, darauf bedacht sind und dem Volk mit Furcht und Zittern das Wort der Wahrheit verkündigen, schließlich auch die menschlichen Meinungen beiseite lassen oder sie wenigstens in sparsamer Auswahl beibringen und so treue Mitarbeiter Gottes werden bei dem Werke der göttlichen Geburt – wenn ihr, sage ich, das nicht mit größtem Fleiße betreibt, darum betet mit beständigem Ernst, dann kann ich euch frei im voraus sagen, daß wir vergeblich zusammengekommen, wir keinen Schritt vorangekommen sind. Denn dies ist der Angelpunkt von allem, hier fällt die Entscheidung über eine rechtmäßige Reformation der Kirche, hier ist die Grundlage allen frommen Lebens. So möge denn diese These feststehen: daß die Kirche nicht geboren wird und nicht bestehen kann ..., es sei denn aus und durch das Wort Gottes.»<sup>33</sup>

Noch 1538 wird Luther Rom den Vorwurf machen: «Sie wollen die Kirche reformieren und lenken mit ihren Gedanken und menschlicher Weisheit, aber diese Sache (der Reformation) ist höher als alle menschlichen Ratschläge. Wenn unser Herr Gott seine Kirche hat reformieren wollen, so ist es von Gott her, nicht nach Menschenweise geschehen, so zu Zeiten Josuas, der Richter, Samuels, der Apostel, und zu unserer Zeit.»<sup>34</sup> Im Jahre 1539 kommt Luther nochmals bei einem Tischgespräch darauf zurück: «Sie wollen die Kirche reformieren mit äußerlichen Ceremonien und Sitten. Aber wenn die Lehre nicht reformiert wird, dann ist Reformation der Sitten umsonst, denn Aberglaube und falsche Heiligkeit kann man nur durchs Wort und den Glauben erkennen.»<sup>35</sup> Wort Gottes heißt aber für Luther: Heilige Schrift, in der das Wort Gottes für uns ertönt. Er kann einmal als Summe seines Bemühens angeben: Er habe nichts gesucht, «denn daß die Heilige Schrift und die göttliche Wahrheit an den Tag kämen».<sup>36</sup>

Die Hauptquelle, aus der sich Luther schon als Augustinermönch geistig genährt hatte, war die Bibel gewesen. Nicht daß er die Bibel gleichsam gegen den Willen der Obern erst heimlich erobern mußte. Es war vielmehr die Klosterregel, die ihm

die tägliche Bibellesung vorschrieb, und es war der Ordensobere, der ihm die prächtige Vollbibel, «in rotes Leder gebunden», in die Hand gab und ihn zum Professor der Bibelwissenschaft bestimmte. Tatsächlich hat die Bibel in Luther ihren großen Dolmetscher und einen solchen Liebhaber gefunden, daß er dieses Verhältnis selber einmal als Eheverhältnis bezeichnet hat. Schon als junger Professor, der seine Schultheologie und seinen Aristoteles gut kannte, formulierte Luther in der Römerbrief-Vorlesung: «Ich glaube dem Herrn diesen Dienst schuldig zu sein, gegen die Philosophie anzubellen und der Heiligen Schrift zuzureden.»<sup>37</sup> Die traditionelle Theologie, die Scholastik, ist seiner Meinung nach so durch die Philosophie überfremdet und «geknechtet», daß die Heilige Schrift nicht mehr zum Zuge kam. Seit 1516 ging Luther geradezu darauf aus, die scholastische Lehrweise aus dem Lehrbetrieb der Universität Wittenberg vollständig zu verdrängen. Im Mai 1517 konnte er seinem Ordensbruder und Theologieprofessor in Erfurt, Joh. Lang, frohlockend schreiben: «Unsere Theologie und Augustin machen mit Gottes Hilfe gute Fortschritte und herrschen an der Universität.» Nur der könne auf Hörer rechnen, der über die Bibel und Augustin oder einen andern Kirchenvater Vorlesungen hält. Die mittelalterlichen Schultheologen fänden kein Interesse mehr.<sup>38</sup> Er wirft den scholastischen Theologen vor, daß sie nicht mehr wissen, was Sünde ist. Mit dem heiligen Gott würden sie in ihrer Theologie operieren, wie der Schuster mit seinem Leder.<sup>39</sup> In den Resolutionen zu den Thesen der Leipziger Disputation 1519 faßt Luther seine Kritik an der herrschenden Schultheologie in die Worte zusammen: «Was andere in der scholastischen Theologie gelernt haben, mögen sie selbst sehen ... Ich habe Christus dort verloren, jetzt aber bei Paulus wiedergefunden.»<sup>40</sup> Darum suchte er eine theologische Theologie, die sich ganz von der Schrift her aufbaut und sich immerfort davon nährt. Die Schrift soll Maßstab und Meisterin sein, sie, die «der Herrschaft allein würdige Kaiserin».

Gerade in der Ablasspredigt glaubte Luther viele Dinge zu finden, die keinen Grund in der Schrift haben und bloße Schulmeinungen sind, die sogar der Schrift widersprechen. In der «Protestatio», die Luther seinem Brief an Papst Leo X. beifügte, umriß er seinen Standpunkt mit den Worten: «Zum ersten bezeuge ich feierlich, daß ich durchaus nichts sagen noch behaupten will, als was erstlich in Heiliger Schrift, sodann in den von der Römischen Kirche angenommenen und bisher anerkannten Kirchenvätern und in dem päpstlichen Kirchenrecht enthalten ist und daraus erhoben werden kann ... Nur das füge ich hinzu und nehme ich in Anspruch nach dem Recht christlicher Freiheit, daß ich die Meinungen des heiligen Thomas, Bonaventura oder anderer Lehrer und Kanonisten, soweit solche ohne Textbeweise vorgetragen werden, nach meinem Dafürhalten ablehnen oder annehmen will gemäß dem Rat St. Pauli: ‚Prüfet alles, und das Gute behaltet‘; wiewohl ich die Meinung gewisser Thomisten kenne, welche behaupten, daß St. Thomas von der Kirche in Bausch und Bogen anerkannt sei.»<sup>41</sup> Zu gleicher Zeit schreibt Luther an seinen ehemaligen Lehrer in Erfurt, Jodocus Trutfetter: «Ich bin davon überzeugt, daß die Kirche niemals reformiert wird, wenn wir nicht das kanonische Recht, die Dekretalen, die scholastische Theologie, Philosophie und Logik, wie sie heute sind, los werden und etwas anderes an ihre Stelle setzen. Im Sinne dieser Meinung bin ich so eingestellt, daß ich täglich den Herrn bitte, daß doch so schnell wie möglich wieder die Bibel und sorgfältigstes Studium der Väter getrieben wird.»<sup>42</sup> Im Juni (1518) formuliert Luther in seiner Schrift «Ein Freiheit des Sermons päpstlichen Ablass und Gnad belangend» schon sehr präzise: Er wolle nur annehmen, was der Heilige Vater mit Schrift oder Vernunft beweise.<sup>43</sup>

In Rom geriet die Sache des Augustinermönchs Luther – hinter die sich seit dem Generalkapitel des Ordens in Heidelberg von Ende April 1518 so gut wie geschlossen die deutsche Ordensprovinz gestellt hatte – in die

Hände von ausgesprochenen «Thomisten». Auf die amtliche Denunziation hin, die Erzbischof Albrecht in Rom erstattet hatte, bekam der päpstliche Hoftheologe, der Dominikaner Silvester Mazzolini aus Prierio – daher kurzerhand Prierias genannt –, den Auftrag, das Prozeßgutachten auszuarbeiten. Prierias trat denn auch in der Folge mit einer Streitschrift, die er in drei Tagen (!) hingeschrieben haben will, gegen Luther auf. Sie war der Zitation Luthers nach Rom beigelegt. Darin waren einleitend vier unumstößliche Fundamente für die Auseinandersetzung genannt. Das vierte lautete: «Wie durch ein Wort, so kann die römische Kirche auch durch ein faktisches Tun etwas in Sachen des Glaubens und der Moral entscheiden ... Daraus folgt: Wie derjenige ein Ketzer ist, der der Wahrheit der Heiligen Schrift feindlich gesinnt ist (male sentiens), so ist ebenso ein Ketzer, der der Lehre und der Praxis der Kirche in Sache von Glaube und Sitte feindlich gesinnt ist.» Prierias zog bereits die praktische Schlußfolgerung: «Wer von den Ablässen sagt, die römische Kirche könne das nicht tun, was sie tatsächlich tut, der ist ein Ketzer.»<sup>44</sup> Luther genügte jedoch zu einer Glaubensentscheidung nicht ein bloßer Spruch oder die Praxis der Kirche. Wenn es schon für einen Rechtsanwalt schimpflich sei, ohne gesetzliche Textunterlage einen Fall zu entscheiden, so sei es doppelt schimpflich für einen Theologen, der nicht Menschenweisheit, sondern die gesunde Lehre des Evangeliums zu verkünden habe, ohne Schrifttext zu reden.<sup>45</sup>

Man spürt hier, die konkrete Einzelfrage nach den Ablässen verlagert sich sogleich auf die prinzipielle Frage nach der kirchlichen Lehrautorität, die in der Folge zu sehr das Feld beherrschen wird, leider in einer überspitzten Form, so daß die Wege fast nur noch auseinandergehen konnten. Noch zwanzig Jahre darnach kommt Luther in einer Tischrede auf dieses 4. Fundament zu sprechen: «Bald stieg Silvester Prierias, der Magister Sacri Palatii, in die Arena und donnerte mit dieser Schlußrede gegen mich los: ‚Wer an einem Wort oder einer Handlung der römischen Kirche zweifelt, ist ein Ketzer. Luther zweifelt an dem Wort und der Handlungsweise der römischen Kirche. Also ... usw.‘ Da gings an!»<sup>46</sup> In der Leipziger Disputation (Juli 1519) spitzte sich die Frage nach der Lehrautorität noch mehr zu. Luther faßte seine Position unmittelbar nach der Disputation in die Worte zusammen: «Neue Glaubensartikel will ich nicht annehmen, von wem sie auch immer aufgestellt werden, außer es bestehe eine erwiesene Offenbarung, noch will ich die Erklärung irgendeines Glaubensartikels akzeptieren, außer die Erklärung sei durch die Heilige Schrift gegeben.»<sup>47</sup> Im Juni 1520 wurde in Rom die Bannandrohungsbulle «Exurge Domine» gegen Luther publiziert. 41 Sätze Luthers waren verurteilt. Luther veröffentlichte zwei geharnischte Gegenschriften, die in seiner These gipfeln: Da alles dem Irrtum unterworfen ist, «müssen Papst, Doctores, Concilia, Menschen, Engel und Teufel in die Schrift und daselbst Urteil empfangen».<sup>48</sup> Die Heilige Schrift ist ihm einzige Norm. So wird Luther auch auf dem Wormser Reichstag 1521 vor Kaiser und Reich den Schlußstrich ziehen: «Da Eure Majestät und Eure Gnaden eine schlichte Antwort verlangen, will ich eine solche ohne Hörner und Zähne geben: wenn ich nicht durch Schriftzeugnisse oder helle Vernunftgründe überwunden werde ... so bin ich überwunden durch die von mir angeführten Schrifttexte, und mein Gewissen ist gefangen in Gotteswort. Widerrufen kann ich nicht und will ich nicht, weil wider das Gewissen zu handeln beschwerlich, unheilsam und gefährlich ist. Gott helfe mir! Amen.»<sup>49</sup>

Luthers Berufung auf die Schrift griff zunächst nur ein Ur Anliegen auf, das schon die Humanisten, ihnen voran Erasmus, mit ihrem Ruf «Ad fontes!» (Zurück zu den Quellen!) angemeldet hatten. Aber wie keiner zuvor führte er als Theologe und Prediger das Programm auch durch. Wie man sich zur genaueren Ausführung des Programms auch stellen mag – die Problematik eines individuellen und exklusiven Schriftprinzips spürte Luther in der Auseinandersetzung mit Zwingli und den Schwärmern selber –, eines ist unbestritten: Luther hatte ein christliches Ur Anliegen getroffen. Der größte deutsche Dolmetscher der Bibel wird der Theologie und der ganzen Christenheit wieder etwas von der Majestät und Huld des Wortes Gottes kundtun. (Schluß folgt)

Albert Ebnetter

### Anmerkungen

<sup>1</sup> 15. Vorlesung, S. 167ff. – <sup>2</sup> WA (= Weimarer Ausgabe) 1, 627. – <sup>3</sup> WATr (= Tischreden) 3, 402 Nr. 3551. – <sup>4</sup> WA 50, 509ff. – <sup>5</sup> WA 54, 10. – <sup>6</sup> WA 50, 512. – <sup>7</sup> WA 30 III, 366. – <sup>8</sup> WA 26, 530. – <sup>9</sup> WA 2, 275. – <sup>10</sup> WABr(iefe) 1, 356 (5. März 1519). – <sup>11</sup> WA 57 III, 59. – <sup>12</sup> K. A. Meißinger, Der katholische Luther, 1952, S. 119. – <sup>13</sup> WA 50, 514. – <sup>14</sup> WA 26, 257f. – <sup>15</sup> Clemensche Lutherausgabe, 4, 333. – <sup>16</sup> J. Lortz, M. Luther und der Papst, 1956, S. 8f. – <sup>17</sup> Clemensche Lutherausgabe, 4, 340. – <sup>18</sup> Corpus Reformatorum, 10, 1002/3. – <sup>19</sup> WATr Nr. 3355. – <sup>20</sup> O. Starck, Luthers Stellung zur Institution des Papsttums von 1520 bis 1546 (1930), S. 132. – <sup>21</sup> A. Meisinger, Der katholische Luther, S. 133. – <sup>22</sup> Iserloh/Manns, Reformation, Schicksal und Auftrag, 1958, I. 6. – <sup>23</sup> Ökumene Dekret Nr. 20ff., Nr. 4. –

<sup>24</sup> Ad limina Apostolorum, 1967, S. 59. – <sup>25</sup> Zit. bei N. Paulus, J. Tetzl, S. 120. – <sup>26</sup> F. Myconius, Geschichte der Reformation, hrsg. von O. Clemen, S. 20f. – <sup>27</sup> WA 51, 538f. – <sup>28</sup> WABr 1, 110ff. – <sup>29</sup> WA 1, 601. – <sup>30</sup> Vgl. E. Iserloh, Luther zwischen Reform und Reformation, S. 34f.; 15. – <sup>31</sup> WA 7, 3ff. – <sup>32</sup> WA 23, 29ff. – <sup>33</sup> WA 1, 12f. – <sup>34</sup> WATr 4, 178 Nr. 4172. – <sup>35</sup> WATr 4, 232 Nr. 4338. – <sup>36</sup> WA 38, 134. – <sup>37</sup> WA 56, 371. – <sup>38</sup> WABr 1, 99. – <sup>39</sup> Römerbriefkommentar II, 110 (nach Ficker). – <sup>40</sup> WA 2, 414. – <sup>41</sup> WA 1, 529f. – <sup>42</sup> WABr 1, 170 (9. Mai 1518). – <sup>43</sup> WA 1, 390. – <sup>44</sup> Erlanger Lutherausgabe, lat. Teil Vol. I, 344ff. – <sup>45</sup> WA 1, 648. – <sup>46</sup> WATr 3, 564. Nr. 3722. – <sup>47</sup> WA 2, 429. – <sup>48</sup> WA 6, 586. – <sup>49</sup> Deutsche Reichstagsakten, jüngere Reihe, II, 581.

## DAS GENERATIONENPROBLEM

Zwei Generationen versuchen hier, einander zu verstehen. Der Verfasser des ersten Beitrages ist *Heinrich Spaemann* (geboren 1903, Söle in Westfalen, studierte von 1921 bis 1926 in München, Berlin, Rom und Dessau). Er war Mitarbeiter der «Sozialistischen Monatshefte», Berlin (an der Seite von Ernst Bloch). Nach dem Tode seiner Frau (1936) wurde er (1942) zum Priester geweiht. Seither ist er in der Seelsorge tätig, im Augenblick als Spiritual eines Benediktinerinnenklosters. Durch seine Schriften<sup>1</sup> und Vorträge ist er weithin bekannt geworden.

Der zweite Beitrag ist das Ergebnis von *Diskussionen unter jungen Theologen*. Die Vorgeschichte des Artikels ist: «Wir sind hier ein paar Schweizer Theologen, die an der Universität ... studieren, beziehungsweise doktoreieren, und die selbstverständlich oft zu Gesprächen zusammensitzen ... Wir wären dankbar, wenn Sie diesen Beitrag in ihrer Zeitschrift irgendwie unterbringen könnten.» Unser Theologe will «sine ira et studio» überlegen. Kann das jungem, gärendem Wein gelingen? Selbst wenn hier und dort ein Fragezeichen gesetzt werden müßte, eine Korrektur nötig wäre, das Anliegen dieser Theologen ist es wert, bedacht zu werden. Nicht nur die Priester, auch die Laien dürften Interesse haben, die Ansichten und Überlegungen ihrer kommenden Mitbrüder und Seelsorger kennen zu lernen. – Die beiden Beiträge sind völlig unabhängig voneinander entstanden. Die Zusammenstellung erfolgte durch die Redaktion. R.

### Das Herz der Väter den Kindern zuwenden

Das Problem der Tradition stellt sich in unserer Zeit mit ungeahnter neuer Dringlichkeit. Wir leben in einem tiefgehenden Epochenumbruch. Ein Zeitalter der Kirche geht zu Ende. Viele der Mittel, deren sie sich in vergangenen Jahrhunderten bediente, um die Frohbotschaft zu verkünden und ihr Dasein in der Welt aufzubauen, sind hinfällig geworden: Mittel aus der mythischen Welt, nationale, politische, soziale und wirtschaftliche Privilegien. Die meisten Getauften bewegen sich heute nicht mehr im Rahmen einer christlich geprägten Gesellschaft. Das alte Brauchtum geht mit ihrem Leben und seinen Gewohnheiten vielfach keine Verbindung mehr ein. Kirchengesetze, die dem Glauben, Hoffen und Lieben dienen wollten, die aber aus einer Zeit erwachsen sind, wo kirchliches und bürgerliches Leben noch eine gewisse Einheit bildeten, werden in ihrer Bedeutung nicht mehr verstanden, sondern von vielen als fremde, sinnleere Vorschrift empfunden. Was für die Älteren eine Tür zum Leben war, erweist sich dann für die Jüngeren als ein schwer überwindliches Glaubenshindernis.

In solchen Zeiten scheint alles in Fluß zu geraten. Die nach zwei Weltkriegen verständliche Kritik an allem bloßen Fassadentum, die Skepsis gegenüber einem Leben in vorgegebenen Ordnungen, als bedeuteten diese nur Unfreiheit und Konvention, gehen mit einer übersteigerten Tendenz zur Unabhängigkeit einher. Man will seinen Glauben vollpersonal verantworten, erkennt dabei aber, wie tief alle Gläubigkeit doch auch im Erbe der Kirche gründet. Dieses Erbe in seiner Bedeutung erkennbar zu machen, darin festzustehen, ist heute gewiß eminent wichtig.

Mensch sein heißt Mitmensch sein, und diese Mitmenschlichkeit hat nicht nur eine horizontale, sondern auch eine vertikale

Dimension. Die vielen Geschlechtsregister der Bibel und die beiden Stammbäume Jesu sind eine Offenbarungsaussage über das Menschenbild. Darum das vierte Gebot «Ehre Vater und Mutter» mit der ausdrücklichen Verheißung der Lebensfülle. Sein Ziel ist unsere Aufgeschlossenheit für das positive Traditionsgut der vorausgegangenen Geschlechter. Der Mensch soll aus Überlieferungen leben wie der Zweig von der lebenspendenden Mächtigkeit und Saftfülle seines Stammes. Jede Generation ist darum sowohl ermächtigt als auch innerlich gedrängt, weiterzugeben, was sie ihrerseits von den Vätern empfangen hat. Die nachfolgende Generation empfängt dieses lebentragende und lebenverbürgende Geistesgut von der vorausgehenden durch die Ehrfurchtshaltung ihr gegenüber, durch innere Hörbereitschaft, wie das vierte Gebot sie fordert.

Aber seit Jesu Tod und Auferstehung ist es dem Glauben auch offenbar, daß in aller Tradition die *Traditio* Gottes selbst gemeint ist. – Daß uns die Hingabe Gottes in Jesus Christus mit ihrer bekehrenden Macht zuinnerst erreicht, daran allein hängt unser Heil. Im vierten Gebot wie in allen Geboten geht es also letztlich um unsere Offenheit für die in Jesus Christus geschehene Selbsthingabe Gottes. Kirchliche Traditionen, Brauchtümer, Regeln und Gesetze haben keinen Selbstwert, keinen absoluten Rang. Alle stehen im Dienste der Glaubensverkündigung und der Liebesverwirklichung. Darum dürfen und müssen Sekundärgebote immer wieder auf ihren Sinn befragt werden, ob sie wirklich dem Glauben dienen, ob sie die Liebe Christi erkennbar machen, diese zum Innersten des Menschen hindringen lassen, ihr ein Strombett graben in die Herzen der jetzt lebenden Menschen und der kommenden hinein.

Nach Lukas 1,17 kündigt sich das Kommen Christi darin an, daß der Geist Gottes «das Herz der Väter den Kindern zuwendet». Der Heilige Geist vollbringt in den Alten das Wunder, daß sie im Hinblick auf die in Christus sich öffnende Zukunft mit den Jungen jung zu sein vermögen.

Wer die alles glaubende und hoffende Liebe hat, wer nichts Jetziges festhält, der spürt es, wenn die liebgewordene Gestalt, in der er selbst sein Christsein lebte, das Innerste einer neuen Generation nicht mehr erreicht, nicht mehr beheimatet. Hier ist dann im Alter noch ein äußerstes Opfer gefordert.

Den tiefsten Einschnitt im Leben bedeutet gewiß nicht der Verlust materieller Güter, sondern die Hergabe dessen, was den eigentlichen Reichtum eines gläubigen Menschen ausmachte: seine bisherige Weise fromm zu sein. Wenn solch ein Anruf kommt, tut man gut, sich an die erste christliche Generation zu erinnern.

Die Jünger Jesu waren Juden und blieben es zunächst. Nach Jesu Himmelfahrt kehrten sie zurück in ihr angestammtes Leben nach dem Gesetz, in dem sie mit allen Fasern verwurzelt waren. Aber das war nur Übergang, Schonzeit. Die Konsequenz der Jüngerschaft brachte sie in wenigen Jahrzehnten in Gegensatz zur Synagoge. Nun wurden alle alten Sicherheiten hinfällig, allen Verwurzelungen des Gemütes mußte entsagt werden. Das war noch einmal der Abraham-Aufbruch: heraus aus der Sippe, dem Volk, dem gewohnten gesicherten Leben,

<sup>1</sup> «Orientierung am Kinde», das neueste Werk, nennt H. U. von Balthasar einen Volltreffer (Patmos-Verlag, Düsseldorf, 1967, 144 Seiten, Reihe «Dialog mit Gott»).

heraus aus der bisherigen Frömmigkeit in ein Diaspora-Dasein, das nur eine Mitte, einen Inhalt hatte: JESUS.

Aber hätte das Christentum je die Welt erobert, wären die jungen Christen damals im entscheidenden Bereich ihres Daseins die reichen Jünglinge geblieben? Hätten sie festgehalten am Gesetz der Altvordern, soweit es nicht absolutes Gottesgesetz war, hätten sie sich nicht von allem Sekundärgesetz der Vergangenheit freigemacht, hätten sie nicht Gott mehr gehorcht als den Menschen, die sie verketzerten und verfolgten ob ihrer Kühnheit, so gäbe es heute kein Christentum. Was blieb ihnen denn? Die Frohbotschaft, das Brotbrechen, das Gebet, der Dienst an den Brüdern, die Erwartung der Parusie. Die nackte Substanz. Aber wie leuchtete sie! Immer neue Menschen schlossen sich diesem jungen «Orden» an.

Wenn das Christentum sich in wenigen Jahrhunderten über den Erdkreis ausbreitete, dann auf Grund dieser inneren Freiheit, auf Grund der Fähigkeit der Kirche, ihr Eigentliches in jeder Kultur und Sitte, jedem Lebensbereich und jeder Sprache lebendig werden zu lassen.

In Zeiten des Epochenumbruchs, wie wir ihn jetzt erleben, ist die Gefahr des ängstlichen Festhaltens an Altem gewiß nicht geringer als die der Willkür im Verwirklichen des Neuen. Wer sein Leben lang selbst in unangefochtenen Traditionen lebte, ist leicht geneigt, Willkür auch dort zu sehen, wo nur eine tiefere Verantwortung im Spiel ist als die für die Beobachtung einer Rubrik, nämlich die für das Heil von Mitmenschen hier und jetzt.

Der Missionsauftrag der Kirche fordert, daß man an nichts Sekundärem festhält, wenn das Heil auf dem Spiel steht, aber daß man auch nichts von heilig Tradiertem opfert, worin das Absolute sich einbirgt. In dieser Spannung stehen wir heute.

Das Wächteramt der Kirche ist mit Recht besorgt, daß nichts geschehe, was nur abbaut, nicht aufbaut; nichts, was nur auflöst, statt daß erfüllt wird; nichts, was nicht aus innerstem Einvernehmen mit den Lehrern und Hirten der Kirche kommt.

Aber wann geschieht wirklich Erfüllung einer kirchlichen Vorschrift? Wenn jener Sinn erfüllt ist, dem allein sie dienen will: wenn Herzen von der Wahrheit der Offenbarung erreicht und Gott näher gebracht wurden, wenn die Freude im Herrn, die unsere Stärke ist, echte neue Nahrung erhielt.

Wie aber, wenn gerade dieser Sinn nicht erfüllt wird? Wenn da etwa im Gottesdienst korrekter äußerer Ablauf, aber innerer Leerlauf ist? Wenn alles geschieht, was die Vorschrift verlangt, sich aber für viele Gläubige darin nur eine Wand der Langeweile aufrichtet? Wie also, wenn Steine gereicht werden statt Brot? Ist ernste Mahnung hier in gleichem Maße auf dem Plan?

Wie tief die Kirche in dieser Frage engagiert ist, hat das Zweite Vatikanische Konzil dargetan. Hier ging es um das neue Pfingsten, und hier geschah es. Aber daß es sich ausbreite, daß das Feuer nicht wieder mit der Asche unserer Trägheit und unserer Kleingläubigkeit zugedeckt werde, ist uns allen mit- aufgetragen.

*Heinrich Spaemann, Burg Dinklage*

## Was wollen die «modernen» Theologen?

Mein lieber Mitbruder!

Mein letzter Besuch bei Dir hat mich stark beunruhigt. Ich fürchte, daß nicht wenige und nicht unbedeutende Mißverständnisse zwischen uns bestehen. Ich möchte nochmals in aller Ruhe auf einige Gesprächspunkte zurückkommen, damit wir beide – Du und ich – sie in Ruhe und «sine ira et studio» überlegen können.

Du hast eine ziemlich große Abneigung gegen die zeitgenössische Theologie und ihre Vertreter an den Tag gelegt, gegen die «modernen» Theologen, wie Du sie nennst. Du mutest

diesen Leuten alles zu, nur nicht den guten Willen. Diese haben Deiner Meinung nach offensichtlich bloß eine allgemeine Destruktion in der Kirche zum Ziel ihres Wirkens und würden den Anfang eines allgemeinen Subjektivismus bedeuten. Das ist Deinerseits wohl ein böses Vorurteil, das sich in keiner Weise halten läßt, auch wenn sich gewisse Symptome feststellen lassen, die vermeintlich anfangs zu Deinen Gunsten sprechen.

Ich meine aber zu Deiner «modernen» Theologie folgendes: Wir sind uns einig, daß wir beide als Theologen die Seelsorge zu unserem obersten Prinzip, zu unserem höchsten Gebot haben. Wir haben Seelsorge zu betreiben, und alles andere, was nicht zum mindesten indirekt mit diesem Dienst zu tun hat, ist nicht unsere Aufgabe. Die Seelsorge ist die Quelle der Theologie. Wir stehen vor Problemen, die von uns eine Lösung verlangen und die wir nicht nur in der «Praxis» lösen können. Die Probleme, das heißt der Inhalt unserer Verkündigung und die Art und Weise unseres Kerygmas bedürfen einer eingehenden rationalen Begründung und Erhellung. Dadurch wird aber das Geheimnis in keiner Weise preisgegeben, sondern kommt noch viel schöner zu seiner Erscheinung. Theologie wird uns nicht vom Himmel geschenkt. Es ist uns noch kein einziger theologischer Satz zugeflogen. Theologie ist mühsames Werk der Menschen, auch wenn wir uns der Hilfe des göttlichen Geistes erfreuen können. Der offenbarende Gott hat uns kein Regierungsprogramm und keinen Aktionsplan hinterlassen, ganz abgesehen davon, daß er zu einer ganz bestimmten Zeit gesprochen hat, und dies ganz und gar in den Formen jener Zeit (das heißt also vor bald zweitausend Jahren, im Alten Bund noch um einiges früher und zudem noch in anderen Kulturkreisen); er hat uns nicht «Wahrheiten» gebracht, die bis ans «Ende der Welt» gültig wären, so wie sie damals in jenem geschichtlichen Rahmen gesprochen werden mußten. Die Offenbarung sollte immer sein ein je sich neu ereignendes Geschehen, Ereignis, unerhörte Dynamik, grenzenloses Leben, und kein Lehrbuch alter Einsichten und Formeln. Theologie ist demnach gar nichts anderes als Versuch, ein vollkommen menschlicher Versuch, diese Offenbarung an die je bestimmte Zeit reflex zu erfassen. Jede Zeit will neu angesprochen werden. Jede Zeit verlangt so auch immer wieder ein neues Sprechen, ein Reden, das die betreffende Zeit ganz verstehen kann, nicht Erklärungen alter Begriffe, nicht «Exegese», die heute kein Mensch mehr existentiell mitvollziehen kann. Und ich meine: Wenn wir (als Berufsleute!) schon Mühe haben, in die Offenbarung einzudringen, wieviel mehr dann die Menschen, die auf unser Wort warten! Hier (und gerade hier) fängt die wahre und eigentliche Theologie an. Der Theologe ist so einerseits gänzlich ein Mensch einer bestimmten Zeit, Kultur und Herkunft, mit einem bestimmten Charakter (denken wir doch an uns beide!). Er ist beladen mit den Nöten und Sorgen und Fragen seiner Zeit. Er ist kein «transzendentes» Wesen, dem der Weltlauf gleichgültig wäre. Von heiliger Unruhe gedrängt, versucht er nun im Licht der Offenbarung zu antworten. Aber diese Offenbarung muß zuerst noch in Worte gefaßt werden, in Worte, die man verstehen kann, Worte, zu denen man einen lebendigen Bezug hat, Worte, die den ganzen Menschen ansprechen. Das ist die Aufgabe der Theologie.

Und wenn nun die heutige Theologie dieses Anliegen (vielleicht mehr als in den vorangegangenen Jahrhunderten) zu verwirklichen sucht und dazu noch vom Zweiten Vatikanum ermuntert worden ist, so tut sie dies alles aus einem eminent seelsorglichen und pastoralen Anliegen heraus. Und die Pastoral beschränkt sich nicht (mehr) auf die Sakramentenspendung! Die Theologen sind nämlich überzeugt, daß der Grund der allgemeinen Krise im Christentum nicht (nur) an den Christen selbst liegt, die die Postulate des Evangeliums nicht verwirklichen, sondern auch an der Botschaft selbst bzw. an der Art und Weise der Verkündigung. Alte Formeln und Sprüche (denk etwa an die Beichte!) kommen nicht an, vielleicht für

viele Seelsorger eine schmerzlich feststellbare Tatsache. Aber das ist verständlich. Denn Gottes Wort soll ja an und für sich ein aktuelles Wort sein. Wenn es ein langweiliges Wort geworden ist, dann tragen wir die Schuld.

Hier setzt nun unser Versuch an, nämlich der Versuch der (heutigen) Theologie, Gottes Wort neu zu formulieren, gedrängt und gestützt in gleicher Weise vom Geist Gottes, der die Kirche immer wieder neu verjüngt, auch wenn sein Wirken oft schockierend ist oder sichtlich gar nicht bemerkt werden kann. Wir wissen nämlich (noch) nicht, wohin wir kommen müssen. Das ist aber auch nicht nötig. Gottes Wege sind immer unbekannte und vor allem ungewohnte Wege. Denk doch bloß an das Geheimnis der Menschwerdung der zweiten göttlichen Person! Es wäre von uns sicher vermessen, diese Wege Gottes eigenmächtig bestimmen zu wollen. Der Mensch vermag ja – außer der Sünde – nichts gegen Gott. Wir beide haben also das gleiche Ziel und dienen ebenso dem gleichen Herrn. Wenn wir diese Erkenntnis doch nur nie vergessen würden! Die junge Generation steht nicht in Opposition zu Euch. Sie kommt bloß von anderen Voraussetzungen her. Sie ist anders geprägt und hat andere Erfahrungen. Wir verlangen darum bloß Toleranz, wenn nicht sogar Liebe und Verständnis das Richtige wäre! Es ist sehr leicht, sich selbst zum Maß zu machen und die andern an sich zu messen. Das ist ein Vorgehen, das an Hybris grenzt, die nicht ungestraft bleibt.

Du hast Dich auch über die Spiritualität oder (wie Du sagst) das Frömmigkeitsleben der jungen Theologen und Seminaristen entsetzt. Gewiß, und ich gebe mit ehrlichem und gutem Gewissen zu: Wir beten keine Rosenkränze (mehr); wir gewinnen keine Ablässe; wir legen uns keine zusätzlichen «frommen» Übungen auf (das Leben selbst ist ja schon schwer genug!); wir lesen das Brevier nicht mehr (einige lesen wohl noch Teile davon); wir beichten selten und es ergeht uns auf diesem Gebiet genauso wie unseren Gläubigen; wir betrachten nicht so, wie man uns im Seminar gelehrt hat. Wir sind ja keine unbeschulten Karmeliter, und schon gar nicht spekulierende Wüstenmönche! Wir kleiden uns nicht standesbewußt und «standesgemäß». Wir gehen unter die Menschen und machen überall mit. Du könntest an uns noch vieles andere bemängeln.

Doch darfst Du nun ja nicht meinen, wir würden gar nichts tun (auch wenn dieser Eindruck Deinerseits zu Recht bestehen könnte). Ich kann mich hier nur mit ein paar Andeutungen begnügen. Wir lieben Gottes Wort in der Heiligen Schrift über alles. Es ist die höchste Norm und erste Quelle jeder Theologie und christlichen Lebensführung. Wir lesen jeden Tag im Alten und im Neuen Testament (und ich persönlich in der Regel sogar in den Ursprachen, um mich ganz existentiell mit dem WORT zu konfrontieren). Aus dieser Lesung entspringt unser Gebet (als Ant-Wort) und unsere Gewissensforschung (als immer neue Ausrichtung auf Gottes Anspruch). In der Kraft dieses Wortes können wir all unser Leben und Tun bestehen, ganz ursprünglich neu, weil wir ja frei sind von jeder «Form» (lies «Gesetz»!). Das Wort Gottes ist unser «Helm des Heiles» und unser «Schwert des Geistes» (Epheser 6,17).

Zudem pflegen wir das Gespräch ziemlich intensiv und etwa ganz und gar nicht unverbindlich. Wir sind überzeugt, daß man nur im gemeinsamen Suchen und Fragen der Wahrheit näher kommen kann. Stilles Brüten ist doch äußerst unfruchtbar. Der Mensch wird so immer mehr egozentrisch und läßt sich nichts mehr sagen. (Eine Umschau im Klerus liefert uns da mehr als genügend Beispiele!). Der Mensch ist aber von Natur aus ein dialogisches Wesen.

Wir lassen uns immer wieder aufs äußerste in Frage stellen bezüglich unseres Tuns und unseres Seins. Nichts ist selbstverständlich, nicht einmal das vermeintliche «Gute», das wir tun. Wir versuchen stets von neuem, aufzubrechen. Die Meta-

noia ist ja eine eminent wesentlich christliche Haltung und nicht nur Frucht einer sakramentalen Beichte. Der heutige Beichtautomatismus kann wahrlich die echte Metanoia nicht fördern, im Gegenteil, er läßt nur Ärger und Überdruß zurück. Und wir haben nun eben den Mut, daraus die Konsequenzen zu ziehen!

Ich frage Dich: Sind wir deswegen schlechter als Ihr? Bloß weil wir anders sind? Dürfen wir nicht Kinder unserer Zeit sein, oder sollen wir uns geistig vergewaltigen lassen, dadurch, daß wir den Stil einer vergangenen Zeit krampfhaft und mit Komplexen leben? Haben wir nicht das Recht, so zu sein wie die Menschen heute sind? Wohlverstanden: auch ich kenne Römer 12,2 und habe ihn noch nicht entmythologisiert! Gott selbst hat diese Welt heute so gewollt, so geschaffen (und er tut das täglich noch) und auch so erlöst, andernfalls wäre die Welt nicht. Dies ist ein Gesichtspunkt, der meines Erachtens mehr als oft verkannt wird.

Ich habe noch gar nicht bedacht, daß Deine Reaktion gegen das moderne theologische Verständnis und die neue «theologische» Lebenshaltung aus einem Nichtbegreifenwollen entspringen könnte. Dieser Eindruck drängt sich mir immer wieder auf, das heißt man kann bei Euch eine gewisse geistige Immobilität feststellen, ja oft sogar eine stille und doch bemerkbare Resignation. Oder bist Du gar neidisch, weil Du nicht mehr jung bist? Was können wir dafür, daß wir nach Dir geboren sind?

Auch Dein Zorn gegen prominente Theologen unserer Tage, mag es auch ein «heiliger» Zorn sein, ist nicht gerechtfertigt. Du kennst diese Leute sicher zu wenig. Warum wetterst Du etwa bei jeder Gelegenheit gegen Professor Küng, den Du bloß vom Hörensagen kennst, und dessen Veröffentlichungen Du nicht einmal in Ruhe gelesen hast? Ich finde das nicht ganz in Ordnung und finde das für einen homo spiritualis, als den Du Dich ausgibst, geradezu skandalös. Seien wir doch froh, daß diese Leute den Mut haben, zu reden.

Gewiß, wir jungen Theologen sind (als Menschen vielleicht) nicht besser als Ihr. Aber ich frage: Dürfen wir nicht im Namen des Herrn ehrlich, offen und ganz menschlich sein? Warum sollen wir uns auf Formen stützen und sie verteidigen, von denen unser Heil offensichtlich in keiner Weise abhängt? Und warum dürfen wir nicht einen vernünftigen Gehorsam pflegen? Wir sind doch Menschen, die denken können, und keine Hunde.

Und wenn uns etwa der Zölibat nicht immer eitel Freude bereitet, und wenn wir eine menschlichere und offenere, das heißt lebensgerechtere Behandlung dieses Problems fordern, so denk bitte daran, daß auch Du einmal 25 und 30 warst, und betrachte nicht alles von Deiner 65jährigen Perspektive aus. Gib doch zu, daß nicht alles so einfach ist, wie wir es haben möchten und uns erträumen. Es ist wohl sehr leicht, alles, was Dir nicht behagt, in -ismen zu verdammen, so als ob dann die ganze außersubjektive Welt nur aus abstrakten Begriffsbündeln besteht, die mit positiven oder negativen Vorzeichen versehen werden. Die Welt kann man nicht in Schwarz und Weiß einteilen. Dieses einfache Schema hat ein für allemal ausgespielt. Denn der Dualismus ist kein christliches Schema.

Mein lieber Mitbruder! Sei doch nur ein Mensch und laß es mich auch im Gespräch fühlen. Wie mühsam und erstickend ist doch das Gespräch, wenn dem andern alles «klar» ist. Ich beneide Dich eigentlich um Deine Klarheit. Ich kann mir aber bei allem guten Willen nicht vorstellen, daß dem tatsächlich so ist. Ontologisch, metaphysisch betrachtet ist unser Leben kein Problem. Wir brauchen uns aber bloß umzublicken und schon sehen wir die guten «Seinsgrundsätze» in Frage gestellt. Aber Fragen ist menschlich und Suchen noch mehr.

Menschlichkeit, mitfühlendes Verstehen, Mitsprechen, Mitsuchen, Mithoffen und Mitleiden: nichts anderes verlangen unsere Gläubigen. Wenig, aber gerade das, sollen wir ihnen geben. Bist Du nicht auch dieser Ansicht?

Ich freue mich auf Deine Antwort, aber noch mehr auf unser nächstes Gespräch, und grüße Dich herzlich

Dein R. K

## INTERKO

Die beliebten und bewährten

# biblischen Studienreisen

unter wissenschaftlicher Führung, durchgeführt vom  
INTERKONFESSIONELLEN KOMITEE FÜR BIBLISCHE  
STUDIENREISEN

1968 kommen zur Durchführung:

### Standard-Programm Heiliges Land

Ein umfassendes Programm zum Studium aller bedeutenden  
biblischen und archäologischen Stätten Palästinas von den Quellen  
des Jordans bis zum Golf von Akaba.

Flugpauschalreisen von 17 Tagen, wovon 15 Tage im Vorderen  
Orient (60. bis 65. Wiederholung)

1. Reise Sonntag, 24. März, bis Dienstag, 9. April  
Leitung: Dr. theol. Peter Welten, wissenschaftl. Assistent  
an der Theol.-evang. Fakultät der Universität Tübingen
2. Reise Ostersonntag, 14. April, bis Dienstag, 30. April  
Leitung: Dekan Dr. Otto Bächli, Suhr/Aarau
3. Reise Ostermontag, 15. April, bis Mittwoch, 1. Mai  
Leitung: Professor Dr. Rudolf Schmid, Luzern
5. Reise Montag, 22. April, bis Mittwoch, 8. Mai  
Leitung: Professor Georg Schelbert, Schöneck
6. Reise Montag, 22. Juli, bis Mittwoch, 9. August  
Leitung: Dr. theol. Othmar Keel, Lehrbeauftragter an der  
Theol. Fakultät der Universität Fribourg
7. Reise Sonntag, 29. September, bis Dienstag, 15. Oktober  
Leitung: Univ.-Prof. Dr. Bo Reicke, Basel

Spezialprogramme:

### Griechenland, einschließlich Kreta und Rhodos

auf den Spuren des Apostels Paulus und der griechischen Antike.  
Montag, 15. April, bis Mittwoch, 1. Mai  
Leitung: Prof. Dr. Georg Christ, Zürich

### Türkei,

auf den Spuren der Hethiter, der Apostel Paulus und Johannes und  
des frühen Christentums  
Montag, 30. September, bis Donnerstag, 17. Oktober  
Leitung: Univ.-Prof. Dr. Hans Wildberger, Zürich

### Vorderer Orient

(Libanon, Syrien, Jordanien, mit Besuch von Byblos, Ugarit,  
Palmyra, Mari, Dura Europos, Damaskus, Gerasa, Petra u. a. m.)  
Sonntag, 29. September, bis Sonntag, 13. Oktober  
Leitung: Univ.-Prof. Dr. H. J. Stoebe, Basel

Referenzliste und detaillierte Programme sowie alle Auskünfte  
sind erhältlich bei der

### Geschäftsstelle des Interko:

Eugen Vogt, Habsburgerstrasse 44, 6002 Luzern

Telefon (041) 2 44 64

**Herausgeber:** Apologetisches Institut des Schweizerischen Katholischen Volksvereins.

**Redaktion und Administration** (Abonnement und Insetrate): Scheideggstrasse 45, 8002 Zürich/Schweiz.  
Telefon (051) 27 26 10. Postcheckkonto: 80-27842

**Bestellungen:** bei der Administration

**Einzahlungen:** Schweiz: Postcheck 80-27842  
Deutschland: Volksbank Mannheim, Postscheckamt Karlsruhe Kto.-Nr. 17525 (Vermerk «Orientierung»), Bankkto.-Nr. 12975). - Österreich: Sparkasse der Stadt Innsbruck, Postscheck 60.675 mit Vermerk «Orientierung» (26849) - Belgien-Luxemburg: siehe Schweiz - Dänemark: an P. J. Stäubli, Hostrupgade 16, Silkeborg - Frankreich: Crédit Commercial de France, CCP 1065 «Orientierung» C. E. Suisse No 20/78611 - Italien: c/c N. 1/18690 Pontificia Università Gregoriana, Deposito Libri, Piazza della Pilotta, Roma, «Orientierung».

### Abonnementspreise:

- a) Ganzes Jahr: sFr. 17.- / DM 18.- / öS 100.- / bFr. 210.- / dän. Kr. 28.- / FF 20.- / Lire 2500.- / US\$ 4.50
- b) Halbes Jahr: sFr. 9.- / DM 9.50 / öS 60.- / bFr. 110.- / dän. Kr. 15.- / FF 11.- / Lire 1300.-
- c) Gönner: sFr. 22.- / DM 23.- / usw.
- d) Studenten: jährlich sFr. 10.- / DM 10.- / öS 70.- / bFr. 120.- / dän. Kr. 16.- / FF 12.- / Lire 1400.-
- e) Einzelnummer: sFr. 1.- / DM 1.- / öS 6.- / bFr. 12.- / dän. Kr. 1.60 / FF 1.20 / Lire 140.-

Dr. P. Jakob David SJ

## Neue Aspekte der kirchlichen Ehelehre

Band 6/7 *Theologische Brennpunkte - Aktuelle Schriftenreihe*

4., verbesserte und erweiterte Auflage. Mit dem Text der Pastoralkonstitution «Die Kirche in der Welt von heute», Abschnitte Ehe und Familie, Auszüge aus theol. Gutachten.  
130 Seiten, celloph. kart. DM 8.80

1967 sind erschienen die französische, italienische und spanische Übersetzung.

*Amtsblatt des Bistums Limburg*, Nr. 12, 1. Oktober 1966:

«Unter den verschiedenen Darstellungen ragt diese Behandlung der Fragen der Geburtenregelung durch besondere Gründlichkeit und Zuverlässigkeit hervor. Die von den meisten Moraltheologen vertretene neuere Lehre wird eingehend begründet und auch die hochaktuelle Frage behandelt, wieweit die Kirche befugt sei, in rein naturrechtlichen Fragen eine bindende Entscheidung zu geben.»

VERLAG GERHARD KAFFKE  
Bergen-Enkheim bei Frankfurt am Main

Auslieferung Schweiz: Christiana-Verlag, Zürich  
Österreich: Inn-Verlag, Innsbruck



Die Zeitschrift zur Vertiefung  
der religiösen Bildung

## Monatsschrift für aktives Christentum

### Schriftleitung Michael Horatzuk

Themenkreis:

Christliche Lebensformung / Glaubenswissen / Neue Wege des Apostolats / Liturgie und Leben / Biblische Frömmigkeit / Gewissensbildung / Ökumenische Fragen / Moderne Sekten / Die soziale Frage / Ehe und Familie / Ärztliche Seelenhilfe / Berichte und Kritik / Christliche Kunst und Literatur / Bücherschau / Gedanken für die tägliche Betrachtung

Jedes Heft 48 Seiten und 4 Seiten Kunstdruckbeilage

Einzelheft Fr. 1.60 / Vierteljahrsabonnement Fr. 4.80

Probehefte bitte anfordern bei  
VERLAG HEROLD  
A-1081 Wien, Strozzigasse 8